

Technical and Bibliographic Notes / Notes techniques et bibliographiques

The Institute has attempted to obtain the best original copy available for filming. Features of this copy which may be bibliographically unique, which may alter any of the images in the reproduction, or which may significantly change the usual method of filming, are checked below.

L'Institut a microfilmé le meilleur exemplaire qu'il lui a été possible de se procurer. Les détails de cet exemplaire qui sont peut-être uniques du point de vue bibliographique, qui peuvent modifier une image reproduite, ou qui peuvent exiger une modification dans la méthode normale de filmage sont indiqués ci-dessous.

Coloured covers/  
Couverture de couleur

Covers damaged/  
Couverture endommagée

Covers restored and/or laminated/  
Couverture restaurée et/ou pelliculée

Cover title missing/  
Le titre de couverture manque

Coloured maps/  
Cartes géographiques en couleur

Coloured ink (i.e. other than blue or black)/  
Encre de couleur (i.e. autre que bleue ou noire)

Coloured plates and/or illustrations/  
Planches et/ou illustrations en couleur

Bound with other material/  
Relié avec d'autres documents

Tight binding may cause shadows or distortion along interior margin/  
La reliure serrée peut causer de l'ombre ou de la distorsion le long de la marge intérieure

Blank leaves added during restoration may appear within the text. Whenever possible, these have been omitted from filming/  
Il se peut que certaines pages blanches ajoutées lors d'une restauration apparaissent dans le texte, mais, lorsque cela était possible, ces pages n'ont pas été filmées.

Additional comments: /  
Commentaires supplémentaires:

Coloured pages/  
Pages de couleur

Pages damaged/  
Pages endommagées

Pages restored and/or laminated/  
Pages restaurées et/ou pelliculées

Pages discoloured, stained or foxed/  
Pages décolorées, tachetées ou piquées

Pages detached/  
Pages détachées

Showthrough/  
Transparence

Quality of print varies/  
Qualité inégale de l'impression

Continuous pagination/  
Pagination continue

Includes index(es)/  
Comprend un (des) index

Title on header taken from: /  
Le titre de l'en-tête provient:

Title page of issue/  
Page de titre de la livraison

Caption of issue/  
Titre de départ de la livraison

Masthead/  
Générique (périodiques) de la livraison

This item is filmed at the reduction ratio checked below /  
Ce document est filmé au taux de réduction indiqué ci-dessous.

10X	14X	18X	22X	26X	30X
<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input checked="" type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>	<input type="checkbox"/>
12X	16X	20X	24X	28X	32X



**Stille Nacht, heilige Nacht.**

# Rundschau vom Berge Karmel.

1. Jahrgang.

Dezember, 1897.

Nummer 5.

## In Bethlehem.

Sei begrüßet, Jungfrau-Mutter,  
Die den Heiland uns geboren,  
Du von Ewigkeit erlesen  
Und . . . Gottes Braut erkoren.  
Karmel-Blume, Hebron-Rose,  
Knospe, Du, an Jesse's Zweig.  
Sei begrüßet, Makellose,  
Königin im Engel-Reich.

Zeige uns den Sohn, den hehren,  
Aller Völker heiß' Verlangen,  
Deffen Nam' im Paradiese  
Schon des H.:s Chöre sangen,  
Den verkündigt Alle haben,  
Deren Seher-Flug' ihn sah,  
Diesen göttlich-schönen Knaben,  
Dieses Lamm von Golgatha.

In dem Stalle, in der Krippe  
Ruht in Armuth und in Blöße,  
Voller Ohnmacht, Er, der Schöpfer,  
Deffen Schöne, dessen Größe  
Alle Sonnen licht umkreisen,  
Die den Weltraum durchziehen,  
Jene sel'gen Geister preisen,  
Die in ew'ger Andacht knie'n.

Welche Gnade, welch' Erbarmen,  
Welche Liebe ohne Grenzen,  
Die in wunderbarem Lichte  
Herrlich läßt die Krippe glänzen,  
Heilig, heilig, dieser kleine  
König; Er erfüllt heut  
Aller laut'ren Herzen Schreine  
Mit des Himmels Seligkeit.

Sei begrüßet, Jungfrau-Mutter,  
Die den Heiland uns geboren,  
Du, von Ewigkeit erlesen,  
Und zu Gottes Braut erkoren.  
Karmel-Blume, Hebron-Rose,  
Knospe, Du, an Jesse's Zweig,  
Sei begrüßet, Makellose,  
Unbefleckt und gnadenreich!

W. Keilmann.

# Aus dem Blumengarten vom Berge Karmel.

Von Very Rev. Anastasius J. Kreidt, O. C. C.

(Fortsetzung.)

## Fünftes Kapitel.

Ursprung der Skapulier-Bruderschaft.



Frage. Wie entstand die Skapulier Bruderschaft?

Antwort. Nachdem die Vision des Heil. Simon Stock allgemein bekannt geworden war, wünschten viele Katholiken mit dem Skapulier bekleidet zu werden, um der großen, von der Hl. Jungfrau versprochenen, Privilegien theilhaftig zu werden. Die Kirche hieß diese Skapulierandacht gut und ermächtigte die Karmeliter, alle, welche es wünschten, mit dem Skapulier zu versehen.

Frage. Kann die Kirche Andachten gut heißen, welche ihren Ursprung in Offenbarungen haben, welche Heiligen privat gemacht wurden.

Antwort. Zweifellos kann dies die Kirche thun und hat es vielfach gethan.

Frage. Geben Sie einige Beispiele.

Antwort. Die katholische Rosenkranzandacht entstand durch eine Erscheinung der Hl. Jungfrau und zwar erschien in diesem Falle die Hl. Jungfrau dem Hl. Dominik.

Die große Andacht unserer Zeit zu dem Hl. Herzen ist gegründet darauf, daß einst unser Herr der Seligen Margaretha Marie Alacoque erschien. Die berühmten Wallfahrten zu dem Schreine unserer lieben Frau von Lourdes entstanden dadurch, daß die Gebenedeite Jungfrau einigemal einem französischen Bauernmädchen, Bernadette Soubrouz, erschien.

Frage. Wie können wir wissen, daß solche Erscheinungen wirklich stattgefunden haben.

Antwort. Jeder Katholik ist verpflichtet zu glauben, daß eine von der Kirche gutgeheißene Andacht Gott wohlgefällig und

dem Heil der Seelen förderlich ist. Wenn daher die Kirche das Skapulier gulläßt, so wird zweifellos die Vision, auf welcher das Skapulier beruht, als ein Werk Gottes betrachtet. St. Jakobus sagt: „Jede gute und vollkommene Gabe kommt von oben, vom Vater des Lichtes“ (Kap. 1, 17). Indem die Kirche das Skapulier gulläßt, erkennt sie dasselbe als ein gesegnetes Geschenk an.

Frage. Geben Sie die Gründe an, aus welchen Sie an die Vision des Hl. Simon Stock glauben?

Antwort. Die Hauptgründe sind folgende:

1. Der Hl. Simon Stock war ein großer Heiliger, das Muster eines Christen und klösterlicher Tugenden. Die Kirche hat ihn heilig gesprochen und verfügt, daß der Clerus alljährlich am 16. Mai zu seinen Ehren das Officium betet und eine Messe liest. Seine großen Tugenden gewannen ihm die Hochachtung des gesammten Karmeliterordens und zur Zeit der Vision war er Generaloberer aller Karmeliter. Solch ein Mann liebt die Wahrheit und ist bereit, sein Leben zu lassen für die Wahrheit. Folglich ist sein Bericht über die Vision wahr.

2. Valer Swayton, sein Sekretär und Reichvater, welcher den Bericht über die Vision schrieb, wie der Heilige dictirte, war auch ein Ordensmann von großer Frömmigkeit und reichem Wissen. Er war Doktor der Theologie und Professor der Universität zu Oxford und später in Bourdeaux, wo er im Jahre 1262 starb.

3. Tausende von Wundern sind gewirkt worden und werden täglich gewirkt durch das Skapulier. Nur Gott kann Wunder wirken und Gott ist die Wahrheit selbst.

Wenn daher Gott, auf die Fürbitte Unserer lieben Frau vom Berg Karmel hin, ein Wunder wirkt, so ist es klar, daß die Skapulierandacht ihm angenehm ist. Dies wäre unmöglich, wäre die Vision des Hl. Simon Stock nicht Himmlischen Ursprunges.

4. Die Vision wurde authentisch erklärt und die Skapulierandacht gutgeheißen nach gründlicher Untersuchung durch viele gelehrte Männer.

Die Professoren der Universität von Salamanca, Spanien, (1589), von Paris (1648), von Coimbra in Portugal, von Bologna in Italien, und von Cambridge in England, entschieden zu Gunsten der Skapulierandacht.

Noch zu Lebzeiten des Hl. Simon Stock veröffentlichten Erzbischöfe und Bischöfe in Hirtenbriefen die Vision und forderten die Gläubigen ihrer Diözesen auf, Mitglieder der Skapulierbruderschaft zu werden.

Die höchsten kirchlichen Gerichtshöfe, die Hl. Congregationen der Riten und des Hl. Stuhles haben die Andacht gutgeheißen.

Schließlich haben die Päpste die Wahrheit der Association anerkannt. Sixtus V. setzte für den Karmeliterorden das Skapulierfest mit Messe und Officium ein. Paul V. hieß die Lektionen des Römischen Breviers gut, welche einen Bericht über die Vision enthalten und Benedict XIII. machte das Fest zu einem allgemeinen für die gesamte katholische Kirche.

Papst Benedict XIV., welcher als der größte Theologe gilt, der jemals den Stuhl des Hl. Petrus inne hatte, prüfte auf's genaueste die ganze Angelegenheit und sagte: "Visionem quidem veram credimus, veramque ab omnibus habendam." Wir halten die Vision für wahr und Jedermann sollte dieselbe als wahr ansehen. (De Festis)

5. Papst Innocenz IV., welcher die Kirche von 1243—1254, also zur Zeit der Vision (1251), regierte, gewährte, nachdem er die Angelegenheit geprüft, einen

Ablass allen Denjenigen, welche Mitglieder der Skapulier-Bruderschaft wurden. Später wurden von anderen Päpsten noch viele Ablässe gewährt, was nicht geschehen wäre, wenn die Päpste nicht an die Vision des Hl. Simon Stock geglaubt hätten.

6. Während der letzten sechshundert Jahre und darüber haben alle Klassen von Katholiken, Päpste, Bischöfe, Priester, Kaiser, Könige, Fürsten, Gelehrte und das gewöhnliche Volk das Skapulier Unserer lieben Frau vom Berg Karmel getragen. Es ist unmöglich, daß die gesammte Kirche während so vieler Jahrhunderte sich in diesem Glauben getäuscht haben sollte.

7. Das Skapulier war so häufig die Ursache der Bekehrung von Sündern und ein Mittel zur Erlangung anderer Gnaden, daß allein daran sein übernatürlicher Ursprung zu erkennen ist.

Frage. War es nicht möglich, daß die Vision thatsächlich eine Hallucination (Sinnentäuschung) war oder gar eine durch böse Geister veranlaßte falsche Vision?

Antwort. Nein. Beide Annahmen sind thöricht. Die Vision konnte keine Sinnentäuschung sein, denn dann wäre sie in Wirklichkeit eine rein menschliche Erfindung gewesen, ein Aberglaube und Betrug. Gott kann es nicht zulassen, daß seine Hl. Kirche abergläubische Gebräuche unterstützt.

Auch würde der „Vater der Lüge“, der Teufel, welcher das Weib, das seinen Kopf zertrat, haßt, es nicht unternommen haben, Liebe und Andacht zur Hl. Jungfrau zu verbreiten, was das Skapulier jedenfalls thut.

Die Vision des Hl. Simon Stock und der dieser Vision folgende Glaube an das Skapulier, obgleich dieser Glaube kein Glaubensartikel ist, sind jedem frommen Katholiken so klar, daß die soeben gebrachten Gründe für uns nicht notwendig sind. Aber es ist gut, diese Gründe zu kennen, um auf Einwendungen schlechter Christen oder Ungläubiger antworten zu können.

## Sechstes Kapitel.

### Das Samstag-Privilegium.

Frage. Was verstehen Sie unter den Samstag-Ablassen?

Antwort. Unter den Samstag-Ablassen ist zu verstehen, daß die Hl. Jungfrau versprochen hat, ihre Diener am ersten Samstag nach deren Tode aus dem Fegfeuer zu befreien. Dieses Privilegium wird bestätigt durch folgende Worte, welche die Hl. Jungfrau an Papst Johann XXII. richtete:

„Alle welche aus Ergebenheit meiner Bruderschaft beitreten werden und die nach ihrem Tode in das Fegfeuer kommen, werde ich, die Mutter der Gnaden, bei erster Gelegenheit nach ihrem Tode aufsuchen und durch meine Gebete und Fürsprache werde ich ihnen aus dem Fegfeuer fortzukommen helfen und sie nach dem Hl. Berge Himmlischen Ruhmes geleiten.“ Die Wahrheit dieses versprochenen Privilegiums kann vernünftigerweise nicht bezweifelt werden, da es häufig von Päpsten gutgeheißen, von guten Katholiken zugestanden und von den berühmtesten Universitäten, Collegien und Schulen der Christenheit, nämlich von der Universität Cambridge in England, von der Universität Bologna in Italien im Jahre 1600 und von der Universität Salamanca in Spanien, geprüft und beglaubigt wurde. Es wurde zum erstenmale veröffentlicht von Papst Johann dem XXII. und zwar auf ausdrücklichen Befehl des Himmels, wie der Papst selbst in seiner Bulle, welche die Samstags-Bulle genannt wird, erklärt. Diese Bulle beginnt mit den Worten: *Sacratissimo ati culmine*. Gegeben zu Avignon am 3. März 1322. Alexander I. bestätigte dieses Breve Johannes XXII im Jahre 1409 und viele andere Päpste nach Alexander I., darunter Clemens VII., thalen dasselbe. Ferner wurde die Wahrheit der Vision bestätigt durch Papst Pius V. in der Bulle „*Superna Dispensatione*“, welche im Jahre 1556 erschien. Gregor XIII. in seiner

Bulle „*Ut laude*“ im Jahre 1579 und die Congregation der Inquisition in Rom, unter Pius V. nach langer und genauer Prüfung dieses Privilegiums sowohl wie der bestätigenden Erscheinung, welche Papst Johann XXII. hatte, veröffentlichte folgendes bestätigende und entscheidende Dekret: Es ist den Karmeliter-Vätern gestattet, zu predigen, daß Christen an die Hilfe der Seelen von Brüdern und Schwestern der Heiligsten Jungfrau Maria vom Berge Karmel glauben dürfen, nämlich, daß die Hl. Jungfrau in ihren beständigen Fürbitten, durch ihr frommes Leiden, durch ihre Verdienste und durch ihren besonderen Schutz, den Seelen der Brüder und Schwestern, welche im Glauben sterben, helfen wird, besonders am ersten Samstag nach deren Tode — vorausgesetzt — daß diese Brüder und Schwestern während ihrer Lebenszeit das Gewand der Hl. Jungfrau trugen—in ihrem Stande Keuschheit beobachteten und das kleine Officium der Hl. Jungfrau lasen—oder—falls sie nicht lesen konnten, die Fasten der Kirche beobachteten und sich Mittwoch und Samstag des Fleischnusses enthielten.“

Schließlich ist diese Lehre enthalten in den von der Kirche gutgeheißenen Lectionen für das Fest des feierlichen Gedächtnisses der Hebenedeilen Jungfrau Maria, welches Fest vom Karmeliterorden am 16. Juli gefeiert wird. Die betreffenden Worte lauten: „Die Heilige Jungfrau hat diesem, ihr so angenehmen Orden nicht nur viele Privilegien in dieser Welt gewährt. Auch in der anderen Welt begünstigt sie Alle jene, welche der Skapulier Gesellschaft angehören, denn, während diese in dem Fegfeuer gereinigt werden, tröstet sie dieselben mit mütterlicher Zärtlichkeit und bringt sie bald durch ihre Gebete in das himmlische Reich—wie in frommer Weise geglaubt wird.“ Die Vorzüglichkeit und die Größe dieses Privilegiums ist leicht verständlich, wenn wir daran denken, wie schrecklich die Qualen im Fegfeuer sind. Dem Heiligen Gregorius, dem Hl. Augustinus, dem Hl. Bernard und an-

deren Heiligen zu Folge, können diese Qualen in keiner Weise mit den Qualen dieses Lebens verglichen werden, ebenso wenig mit den Qualen der Hl. Märtyrer. Der Hl. Thomas sagt, daß die Qualen im Fegfeuer die Qualen übertreffen, welche Christus während seiner Leidenszeit zu erdulden hatte. Dabei waren diese Qualen Christi die fürchterlichsten und schwersten, die je ein Geschöpf zu erdulden hatte. Aber diese Qualen im Fegfeuer währen wahrscheinlich oder vielmehr gewiß zwanzig, dreißig oder hundert Jahre. Vor diesen fürchterlichen Qualen sind die Träger des hl. Skapuliers bereit, wenn sie, bekleidet mit dem hl. Gewande und im Stande der Gnade sterben.

Falls jemand glauben sollte, daß unsere Hl. Jungfrau mehr versprochen, als sie leisten kann, als sie diese oder irgend eine andere Begünstigung ihrem Hl. Orden und ihrer Bruderschaft versprach, dürfte es nicht überflüssig sein, kurz zu erklären, wie groß ihre Macht ist und wie sie im Stande ist, uns beizustehen, sei es in dieser oder in der nächsten Welt. Wir müssen begreifen, daß Christus unermessliche und absolute Gewalt hat über alle Dinge im Himmel und auf Erden; wie er selbst zu seinen Aposteln gesagt hat: „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf Erden.“ Er ist der unumschränkte Herr und hält den Schlüssel zum Tode, zur Hölle und zum Fegfeuer. Kein reines Geschöpf hat dieses Vorrecht—es ist eine, Ihm allein, vorbehaltenen Richter-gewalt; so weit, daß der Vater niemanden richtet, sondern alles Gericht seinem Sohne überlassen hat.“ Johannes 4. Trotzdem, obgleich obige Lehre wahr ist, ist es katholische Glaubenslehre, daß die Hl. Jungfrau Maria, durch besondere Bollmacht, die ihr, als der Mutter Christi, ertheilt wurde, viel thun kann in den Dingen, wo es sich um Gnade und Gerechtigkeit handelt.

Deshalb sagt der Hl. Anselmus: „Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Hl. Jungfrau Maria kraft ihres mütterlichen Rechtes über Christus Königin des Himmels und der Erde ist.“

Daraus können wir schließen, wie es der Hl. Jungfrau möglich ist, Seelen ihrer ergebene Schutzbefohlenen aus dem Fegfeuer zu befreien und ihre anderen—den Brüdern und Schwestern der Heiligen Bruderschaft—gemachten Versprechungen zu erfüllen;—nämlich—durch eine ihr von ihrem Sohne übertragene Gewalt. Denn, da sie wirklich die Mutter Christi ist, so ist, allem Anstand gemäß, ihr eine gewisse Gewalt eigen—oder—wie andere sagen—eine Herrschaft über alle Dinge—geistliche wie zeitliche—über welche sich die Gewalt Ihres Sohnes erstreckt. Daher hatte sie das natürliche Recht der Mutterschaft, eine Macht, von welcher sie Gebrauch machen kann, so oft, als es ihr gutdünkt. Indem die Heilige Jungfrau sich auf diesen, ihren Machtanteil und auf die Wirkung ihrer Verdienste und Fürsprache verläßt—verspricht sie den gläubigen Trägern ihres Heiligen Gewandes, sie von den zeitlichen Qualen des Fegfeuers und von vielen Gefahren und Unglücksfällen dieses Lebens, geistlichen sowohl wie zeitlichen, zu befreien.

### Siebentes Kapitel.

#### Verpflichtungen.

Frage. Was muß eine Person thun, um Mitglied der Skapulier-Bruderschaft zu werden?

Antwort. Um Mitglied von der Skapulier-Bruderschaft vom Berg Karmel zu werden und zu allen mit dem Skapulier verbundenen Ablässen und Privilegien berechtigt zu sein, ist es nothwendig:

1. Von einem Priester, der die nöthigen Facultäten hat, mit dem Skapulier bekleidet zu werden.

2. Das Skapulier stets, Tag und Nacht, besonders in der Sterbestunde, zu tragen.

3. Seinen Namen in einem Buche, welches zu diesem Zwecke in einem Karmeliterkloster oder in Kirchen, wo die Bruderschaft canonisch etablirt ist, eintragen zu lassen. Um die verschiedenen Ablässe zu gewinnen, müssen alle, für jeden Fall vorgeschriebenen, Bedingungen erfüllt werden.

Die drei, oben erwähnten, Verpflichtungen geben dem Träger des Skapulier's das Recht

1. Theil zu haben an allen guten Werken des Karmeliterordens.

2. Alle Ablässe zu gewinnen, welche dem Orden und der Bruderschaft gewährt wurden.

3. Zu dem besonderen Schutze der Hl. Jungfrau, auf Erlangung der Gnade ein gutes Leben führen zu können und besonders auf die Gnade eines guten Todes. Wie wir in den vorhergehenden Kapiteln gezeigt haben, verspricht die Hl. Jungfrau allen denen, welche sterbend das Skapulier tragen, daß sie vor dem ewigen Höllenfeuer bewahrt werden. Diese Privilegien gehören zu dem bloßen Tragen des Skapulier's, nachdem man mit demselben bekleidet und in das Register eingetragen worden ist.

Frage. Was wird verlangt, um des Samstags-Privilegiums theilhaftig zu werden?

Antwort. Außer den drei, oben erwähnten, Bedingungen ist es auch nöthig:

1. Je nach dem Stande ein keusches Leben zu führen.

2. Daß Alle, welche lesen können, täglich das kleine Officium der Hl. Jungfrau beten.

3. Daß Alle, welche nicht lesen können, sich an Mittwochen und Samstagen des Fleischgenusses enthalten, ausgenommen Weihnachten, wenn dieses Fest auf einen Mittwoch oder Freitag fällt.

Frage. Ändert der Stand oder Lebensberuf dieses Privilegium?

Antwort. Nein. Die Verpflichtung, ein keusches Leben zu führen, ist dieselbe Verpflichtung, welche durch Befehl allen Christen auferlegt ist. Was nicht ein Brechen des Gesetzes ist—oder in anderen Worten—eine Sünde gegen Keuschheit, beeinflusst nicht das Samstags-Privilegium.

Frage. Sind Priester und Mitglieder religiöser Orden, welche das Officium der Kirche beten, auch verpflichtet das kleine Officium zu beten, um dieses Privilegium zu gewinnen?

Antwort. Nein. Das Lesen des Brevier's genügt, um des Samstags-Privilegiums theilhaftig zu werden. Jedoch ist es angerathen dabei die Intention zu machen. (S. Cong. Indulg. 18. Aug. 1868.)

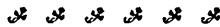
Frage. Kann man das kleine Officium in irgend einer Sprache beten? Antwort. Wenn möglich, sollte die lateinische Sprache gebraucht werden.

Frage. Über was ist zu thun falls sowohl das Lesen des kleinen Officiums oder das Enthalten von Fleischspeisen an Mittwochen und Samstagen unmöglich ist?

In diesem Falle kann jeder dazu autorisirte Priester diese Verpflichtung ändern.

In der Regel besteht diese Änderung darin, daß die Verpflichtung auferlegt wird, einige bestimmte Gebete—gewöhnlich Skapulier-Gebete genannt—zu verrichten.

(Fortsetzung folgt.)



Licht, Schwungkraft, Harmonie bejeelt die Welt der Sphären:

Glaub', Hoffnung, Liebe soll die Geisterwelt verklären.

Was Edelsteine werthvoll macht,  
Durchsichtigkeit und Farbenpracht,  
Das Festsein und der Glanz;—  
Das schmückt den geist'gen Edelstein,  
Das ziert Mariens Herzenschrein,  
Bereint, vollkommen, ganz.—

Was dir die Pflicht befiehlt, vollende  
Mit Kraft und unverdroznen Muth,  
Und sieh, du sprichst zulezt am Ende:  
„So wie es kam, so war es gut.“

Des Menschen Leben ist ein Streit,  
Es ist ein immerwährend' Kriegen;  
Doch, hast du dich dem Kreuz geweiht,  
In diesem Reichen wirst du siegen!

Des Kreuzes Wehr ist uns're Ehr.



## Die Mutter Gottes, auch die Schützerin der Indianer.

Mittheilung an die „Rundschau.“

Rosebud, South-Dakota,  
25. Oktober, 1897.



Das prophetische Wort Marias:  
„Von nun an werden mich  
selig preisen alle Geschlechter“  
bewahrheitet sich auch an den  
katholischen Dakota oder Sioux-Indianern.

Auch unter diesen, vor wenigen Jahren noch heidnischen, abergläubischen und grausamen Rothhäuten zählt die liebe Mutter Gottes jetzt ihre Verehrer nach Tausenden. Sie beten ihren Rosenkranz, tragen ihr Skapulier, zieren die Wände ihrer ärmlichen Logenhäuser mit ihrem Bildniß. Die besten und bravsten Zöglinge unserer katholischen Missionschulen rechnen es sich zur Ehre an, Mitglieder der Marianischen Sodalität zu sein, wie ihre Mütter, neben der St. Josephs's-Bruderschaft ihrer Väter, ihre eigene St. Mari-Dumiciche (Versammlung) haben. Daß Maria's Mutterauge auch über diese ärmsten ihrer Kinder wacht, und selbst ihrer heidnischen Verehrer Bitten prompt erhört, dafür folgender Vorfall: Am 31. Mai dieses Jahres hatte ich meinen Unterricht in einem Indianerdorfe beendet und schickte mich an, in einen andern Camp zu gehen. Einer der Anwesenden bat mich, erst noch einen Kranken zu besuchen, welcher in einem Seitenthale des Weißen Flusses wohnte, und bot sich an mitzugehen. U n t e r w e g s erst fragte er mich, daß auch die Schwiegermutter dieses Kranken stark an Erbrechen und Kopfwegh leide und wohl sterben werde; sie sei noch nicht getauft, aber verlange gar sehr darnach. Als wir bei der Hütte ankamen, war ihr Schwiegersohn schon auf und davon; die Alte saß da mit verbundenem Kopfe, ein Bild menschlichen Glendes. Ich hatte nicht viel Zeit zu verlieren und jagte deshalb gleich: „Ich habe gehört

von deiner Krankheit und deinem Verlangen, getauft zu werden; ist das so?“ „Gewiß,“ war die Antwort, „ich wünschte es lange, aber Keiner kam, mich zu taufen; und ich konnte nicht zum Unterricht in die Versammlung gehen.“ Sofort machte ich mich daran, sie zu unterrichten, fand aber bald heraus, daß sie von ihren christlichen Verwandten und Freunden schon alles Nothwendige wußte. Trotzdem ging ich nochmals das Glaubensbekenntniß mit ihr durch und ermahnte sie beim 9. Artikel (Gemeinschaft der Heiligen), sich oft der lieben Mutter Gottes zu empfehlen. Da leuchtete ihr Gesicht von Freude auf und sie sagte: „Ja, gerade diesen Morgen noch habe ich gebetet: Maria, Mutter Jesu, bitte doch für mich, daß ich bald getauft werde.“ Das Gebet der Heidin wurde am selben Tage noch erhört. Alles schien Zufall, und doch ist die Hand Maria's dabei unverkennbar. —

Am 18. Mai 1891, Pfingstsonntag, stand ich gerade im Begriffe, die hl. Messe zu beginnen, als ein Indianer mir sagte: Dapela (Vielschlag) ist am Sterben. Es war ein junger Mann von 23 Jahren, noch Heide. In seinen gesunden Tagen war er oft zur Mission zum Gebet gekommen. In seiner Krankheit hatte ich ihn öfters besucht. Er hörte auf den Unterricht, hatte es auch gern, daß man mit ihm betete; aber von der Taufe wollte er nichts wissen. Da ich selbst im Augenblicke nicht gehen konnte, schickte ich den anderen Pater. Der aber kam traurig zurück und sagte: er weigert sich noch, getauft zu werden. Nachmittags versuchte ich es selbst wieder. Vergebens. „Wenn ich mich taufen lasse, können unsere Medicinmänner mit ihren Arzneien und Beschwörungen nichts ausrichten. Geh heim und komm morgen wieder“; nämlich, nachdem die erwartete Beschwörung vor-

über sei. Ich sah aber, daß ihm der Tod im Gesicht geschrieben, und daß er den nächsten Tag nicht erleben werde. „Ich will nicht unter der Erde begraben werden, sondern wie die Lakota über der Erde.“ „Das kannst du ja auch; nur laß dich trauen und mach Freundschaft mit dem großen Geiste.“ „Geh heim,“ war die eigige Antwort. Dabei glühten seine schwarzen Augen aus den tiefeingesunkenen Augenhöhlen mit einem unheimlichen Feuer. Furcht und Schrecken waren in seinen Zügen, so lange er bei der Weigerung gegen sein besseres Gewissen blieb und wiederholte: „Gla vo! geh heim.“ Ich ging aber nicht heim, sondern zog meinen Rosenkranz hervor und betete. Kaum hatte ich zwei Gesetze vollendet, als er plötzlich aufsprang

und rief: „Ich will den großen Geist sehen, mach schnell und taufe mich.“ Er betete noch mit Anstrengung seiner letzten Kräfte die Akte des Glaubens, der Hoffnung, der Liebe und Reue, worauf ich ihn taufte. Nie in meinem Leben werde ich die augenfällige Veränderung vergessen, welche in dem Augenblicke mit ihm vorging: Ruhe, Friede und Freude leuchteten jetzt aus seinen Augen und waren über sein ganzes Antlitz ausgegossen. Er wünschte jetzt christlich begraben zu werden und alle früheren Schwierigkeiten waren verschwunden. Zwei Stunden später wurde sein letzter Wunsch erfüllt und schaute seine—wie wir hoffen dürfen—mit der Taufschuld geschnüßte Seele den Großen Geist.

Rev. J. P. Digmann, S. J.



Das katholische Volk muß wieder anfangen, sich seiner katholischen Presse zu rühmen; denn sie ist der Spiegel seines Denkens und Fühlens und Wollens. Dann wird auch das katholische Gewissen des Volkes eine Wieder-Auferstehung feiern.

Eine Presse, welche die Verhältnisse zwingen, einen Kampf um's Dasein zu führen, in Sorgen um Existenz und Erhaltung zu vertrauern, hört naturgemäß auf, eine freie zu sein. Das katholische Volk muß seiner selbst willen seine Organe stark und kräftig machen, wenn es nicht an seinen eigenen besten Gütern Schaden leiden will.

Die Apathie, die Gleichgiltigkeit, welche die Katholiken ihrer Presse beweisen, rächt sich an ihnen. Denn Niemand wird leugnen wollen, daß das katholische Leben, zumal in den Großstädten des Landes, erkaltet und zurückgeht, daß ein bedauerlicher Abfall von christlichem Glauben und christlicher Zucht sich mehr und mehr bemerkbar macht. Nur so kann es geschehen, daß die Zahl der gottlosen und ungläubigen, liberalen und gar anarchistischen Blätter sich mehrt, während die Stimmen des Glaubens im öffentlichen Leben merklich abnehmen


und hier und da gänzlich verstummen. Die katholischen Organe müssen hingegen auch wieder zu ihrem selbstlosen Urzweck zurückkehren. Sie müssen sein, wie die Brunnen Gottes. Diese rinnen nicht aus marmornen Becken und goldenen Röhren; sie spielen nicht in künstlichen Cascaden und in sensationeller Beleuchtung. Sie quellen aus der Felsen Brust, in stiller Waldes-Einsamkeit; ihr lebendiges Plätschern ist der Grundton des Liedes der Natur; ihre klaren Wasser tragen mit sich den Segen der Fruchtbarkeit und aus ihrem blanken Spiegel leuchtet das friedliche Bild des Himmels.

Die katholische Presse muß ein Heilbad sein und ein Lebensstrom im Garten der Kirche. Sie ist nirgendwo nöthiger, als in diesem Lande, das ohne Kirche und ohne katholische Literatur eine geistige Wüste ist ohne Dase mit Paradieses-Früchten und lebendigen Wassern.

—  
Du mein Schutzgeist, Gottes Engel,  
Weile, weile doch bei mir;  
Führe mich durch's Thal der Mängel  
Bis hinauf, hinauf zu dir!

## Die Kirche und die Arbeiter.

### Der christliche Socialismus.

„ Wenn es keine anderen Genüsse gibt, als die irdischen, sagte der Hochwürdigste Bischof von Mainz, und kein anderes Dasein als das irdische, so sind die vielen Arbeiter, die große Mehrzahl aller Menschen, elende, unglückliche und jammervolle Menschen, die nicht einen einzigen Gedanken haben, mit dem sie diesen Widerspruch in ihrem Dasein sich erklären können. Sie sind Menschen, wie die Reichen, sie haben das Bedürfnis glücklich zu sein, wie sie, und dennoch sind sie von allen diesen Genüssen ausgeschlossen und sollen im Schweiß der Angekündigten die mühevollen Arbeit betreiben, um einer kleinen Minderzahl den Ueberfluß zu bereiten, den sie entbehren müssen. Das ganze Leben eines solchen Arbeiters muß ihm ein Räthsel, eine Ungerechtigkeits seiner Mitmenschen erscheinen.“

Da arbeiten einige Hundert Fabrikarbeiter, um einen reichen Fabrikanten alle Genüsse des irdischen Daseins zu verschaffen. Ohne Glauben stehen sie da, erbittert und voll Verzweiflung, ihr elendes Dasein verfluchend, vor den schönen Gemächern und ihr Herz kocht Rache. Worauf können solche Verhältnisse hinauslaufen, als auf den Umsturz aller Ordnung, auf blutige und schreckliche Revolutionen?

Der christliche Socialismus will das Friedenswerk übernehmen und helfen, so viel zu helfen ist. Man sagt, „die christliche Kirche sei allein im Stande, die sociale Frage zu lösen, so weit sie überhaupt gelöst werden kann.“

Wir sind mit dieser Meinung ganz einverstanden. Nur bemerken wir, daß die Kirche unmittelbar und zunächst nicht den Beruf hat, materielle Anstalten ins Leben zu rufen, sie hat zunächst den Beruf, sich mit

dem ewigen Seelenheile der Menschen durch Verkündigung der christlichen Glaubenswahrheiten, durch Pflege christlicher Tugend und wahrer Nächstenliebe zu befassen. Je nach den Zeiten verschieden, führt aber die christliche Nächstenliebe schon auf das sociale Gebiet.

Dann aber kam auch der Klerus für einen großen Theil der Menschen, für Millionen von Seelen dieses Amt wegen der gegenüberstehenden unchristlichen Bewegungen nicht mehr in gedeihlicher Weise üben, wenn er die sociale Frage vernachlässigen will. Kann nun die Kirche hier nicht helfen, so muß man an einer friedlichen Lösung der socialen Frage verzweifeln.

Da aber die Kirche von jeher thatkräftig in das sociale Leben eingegriffen hat, so hat der Klerus in unseren Tagen, wo eine ganz neue Entwicklung der Dinge vor sich gegangen ist, die zeitgemäßen Fäden zusammenzusuchen.

Das ist bereits geschehen und das System nennt sich der „christliche Socialismus“, ein System, das ohne Umsturz, ohne Eingriff in das Eigenthum, ohne die Religion zu verlegen, vielmehr auf Grundlage des Christenthums mit Hilfe christlicher Gesetzgebung allmählig, was zu lösen ist, lösen will.

„Aber, rufen die Socialisten, was nützt eure Lehre? Stolz rühmet ihr die unwiderstehliche Macht eurer Lehren; doch zeigt uns ihre Früchte!“

O ihr Scheinheiligen, antworten wir kühn, ihr Spötter, werdet nur einmal Christen, ganze Christen mit Herz und Gesinnung, besolget nur einmal die Grundsätze des Christenthums im Großen und ihr werdet sehen, daß das Angesicht der Erde wird erneuert werden. Aber was thut ihr Anderes, als dasjenige bekämpfen, als dasjenige durch euer Leben verhöhnern?

Ein System kann aber erst dann seine Kraft entfalten, wenn dessen Anschauungen auch ins Herz aufgenommen und im öffentlichen Leben durchgeführt werden. Wer die Geschichte des Heidenthums und des Christenthums kennt, wer den Geist der Liebe und Hingebung betrachtet hat, der wird bewundernd staunen und nicht spotten, wenn er noch ehrlich eingestehen kann.

Armut wird es immer geben bis zum Ende der Tage, jedoch das Elend, welches die moderne Volkswirtschaft herausgebildet hat, soll beseitigt werden.

Die Elendigen dieser Erde sind zur Erkenntnis ihrer unseligen Lage mehr denn je gebracht worden, sie begreifen, daß man ihnen ihre Religion grundfänglich genommen, daß man ihnen den Frieden des Herzens geraubt, daß man ihnen die Hoffnung auf Entschädigung in der Ewigkeit genommen, und schließlich drohen die unchristlichen Gegenätze aufeinander zu schlagen. Der christliche Socialismus tritt mitten zwischen die Kämpfenden, um friedlich zu lösen, erklärt sich aber als ohnmächtig, wenn man ferner das Christenthum schmäde mit Füßen treten will. Das Wort „Socialismus“ gebrauchen wir wegen der Gemeinsamkeit der gesellschaftlichen Interessen und wegen der socialistischen Momente, die unser Gesellschafts-Ideal einschließt; die *ich r a n k e n* *l o s e* sociale Bewegung aber kann nur dann unschädlich sein, wenn die Menschen erst zu Engeln werden.

Als Grundätze dieses christlichen Socialismus stellen wir folgende auf:

1. Die sociale Frage besteht in der physischen und moralischen Verkümmernng ganzer Gesellschaftsklassen, welche die verderblichsten Kämpfe hervorrufen muß; indessen ist das moralische Elend als das Erstere zu fassen, aus welchem durch Mitwirkung der heutigen Erwerbsverhältnisse das physische Elend hervorgeht.

2. Die Lösung der socialen Frage besteht nicht in der Beseitigung aller materiellen Noth und Erzielung eines gleichmäßigen Lebensgenusses. Sie besteht vielmehr in

der möglichsten Hebung derselben und vor Allem in der religiös-sittlichen Hebung der Gesellschaft, wodurch zugleich ein großer Theil des Elendes beseitigt wird. Die vollkommene Lösung der Frage wäre also die allseitige Rückkehr der Gesellschaft zu christlichen Anschauungen. Gleichwohl ist auch den physischen Leiden nach Kräften zu steuern.

3 Die selbstständige Arbeit ist nach Möglichkeit zu unterstützen und nicht so sehr gegen die Fabrik, als gegen das Kapital und Schwindel zu schützen. Die Rechtlosigkeit des Arbeiterstandes überhaupt ist abzuschaffen.

4. Ohne die Rückkehr zu christlichen Grundätzen und christlichem Leben ist kein Heil denkbar. Darum soll die Bekämpfung der neuheidnischen Grundätze in Staat und Gesellschaft als bahnbrechend für die Lösung der socialen Wirren betrachtet werden. Schreiben und Reden löst freilich diese große Frage nicht: sie will Thaten sehen, doch ohne Reden und Schreiben werden auch keine Thaten folgen und können die christlichen Elemente in der Gesellschaft nicht zu festem Bunde vereinigt werden.

Dies sind Grund-Ideen des christlichen Socialismus. Warum sollt ihr, Arbeiter des 19. Jahrhunderts kein Heil von ihm erwarten, ihm mißtrauen? Hat euch die katholische Kirche jemals einen Schaden zugefügt, oder irgend ein Interesse geschmälert, oder gefährdet? Hat sie euch einmal auch nur durch ein Wort beleidigt? Hegt sie vielleicht einen Haß, einen Zorn, eine Abneigung oder auch nur ein unedles Gefühl gegen euch in ihrem Herzen? Haben vielleicht ihre göttlichen Lehren, ihre göttlichen Gesetze, ihre göttlichen Gnadenmittel, ihre heiligen Sacramente, ihr göttliches Opfer, ihr Gottesdienst etwas Häßenswerthes, etwas Berächtliches, etwas Gefährliches, etwas Abstoßendes an sich? Ist euch ihr äußeres Wirken oder ihre äußere Erscheinung lästig? Ist sie etwas anderes, als die allseitige Wohltäterin der gesammten Menschheit in der lieblichsten Form? Gibt

es außer ihr und ohne sie für den Menschen auf dieser Erde eine echte Freude, einen wahren Trost, oder irgend ein Heil für die Ewigkeit? Wenn sie aber die Laster verfolgt, die Leidenschaft bekämpft, und standesmäßige Tugenden fordert, strebt sie damit etwas Anderes an, als die zeitliche und ewige Glückseligkeit Aller? Steht nicht auch in Bezug auf das geistliche Wohl geschrieben: „Die Gerechtigkeit erhebt ein Volk; elend aber macht die Völker die Sünde? Ist es eine wahre Freiheit ohne Religion, eine wahre Aufklärung ohne Wahrheit, einen wahren Fortschritt ohne Tugend? Ist es aber nicht die katholische Kirche allein, welche uns die wahre Religion bietet, die göttliche Wahrheit unfehlbar verkündet, und alle Christentugenden einpflanzt? Gibt es endlich in der Welt einen gerechteren Besitz von zeitlichen Gütern, als den Besitz der katholischen Kirche? Gibt es in der Welt eine geordnetere Verwaltung der zeitlichen Güter, als die Verwaltung der katholischen Kirche, welche dieselben überall und allzeit zu dreifachen Theilen für den Gottesdienst, für den Unterhalt der Gott geweihten Personen, und für die Armen verwendet, nebenbei aber mehr Lasten für das allgemeine Wohl trägt, als jeder andere Staatsbürger? Wollet ihr aber die etwaigen Mißbräuche in Anschlag bringen, so sind dies eben Ausnahmen, und zwar höchst seltene, und nicht in den entferntesten Vergleich zu bringen mit dem Mißbrauche, welchen alle Welt mit diesen Gütern sich erlaubt.

Und wie alt ist denn diese Sorte von Socialismus? Ist er von heute oder von gestern, ein Resultat der Verhältnisse der neuen Zeit, ein modernes Experiment? Nein; der christliche Socialismus ist so alt, wie das Christenthum selbst. Er datirt zurück auf die apostolische Zeit und hat heute, wie damals, im Papst und in den Nachfolgern der Apostel seine Wortführer und Lehrer. Die Gebote der Liebe, der Gerechtigkeit und Freiheit sind durch das Christenthum der Welt gegeben worden. Sagt doch der

heilige Apostel Paulus schon so treffend und schön: „Nuch ihr, die ihr ausreichend besitzt, arbeitet dennoch, nicht zwar für euch, sondern für euren Nebenmenschen; verdoppelt eure Anstrengungen, erhöht euer Vermögen, damit ihr etwas für die Armen verwenden könnet. Arbeitet, damit ihr in der Lage seid, den Schwachen beizustehen; arbeitet mit eigener Hand, damit ihr demjenigen Hülfe bieten könnt, der leidend ist.“

Das war dem Heidenthum zur Zeit eine neue Lehre und ist auch der gottentfremdeten Neuzeit eine ungeheuerliche Zumuthung. Aber gerade darum ist sie eine Doktrine des christlichen Socialismus, die heute in den Thren der Armen und der Reichen wie eine alte Legende klingt.

Mehr aber als alles Andere, haben zur Neubelebung der Arbeit die Grundzüge des Christenthums über das Verhältniß derselben zur Tugend beigetragen.

Die bloß der Vernunft angehörige Tugend der heidnischen Weltweisen konnte sich in keiner Weise mit der Niedrigkeit der Arbeit vertragen. Nun allerdings, wo keine Tugend ist, da ist auch keine Würde; Heidenthum und Christenthum stimmen in diesem Punkte mit einander überein. Aber das Christenthum versteht unter der Tugend etwas ganz Anderes, als der heidnische Nationalismus darunter verstand. Das Princip der christlichen Tugend ist die Entsagung; die Uebung der Entsagung aber ist für die einfachsten Seelen und für die wenigst cultivirten Geister eben sowohl möglich, als für die stärksten Denker und für die mit dem ganzen Vorrath der Wissenschaft ausgestatteten Gelehrten.

Der heilige Chrysostomus faßt die ganze Anschauung des Christenthums über die Arbeit in wenig Worten zusammen: „Preisen wir nicht zu sehr das Glück der Reichen, sagt er; verachten wir die Armen nicht, erröthen wir über die Gewerbe nicht, glauben wir nicht, daß die Handarbeit etwas Schimpfliches an sich habe; schimpflich ist vielmehr der Müßiggang und die Geizhalslosigkeit. Wenn es entsetzend wäre

zu arbeiten, so hätte sich der heilige Paulus nicht mit eigener Hand seinen Unterhalt verdient und noch weniger hätte er sich dessen in seinen Briefen gerühmt; wenn die Gewerbe ein Brandmal wären, so hätte dieser Apostel nicht gesagt, daß diejenigen, die nicht arbeiten, auch nicht essen sollen.“

Der arme Arbeiter, der unter Erhebung seines Herzens zu Gott sein Geschäft verrichtet und bei den Mühen seines Tagewerkes jener jütlichen Würde nachstrebt, die das Heidenthum vergebens vom Triumphe des Stolzes und der Sinnlichkeit erwartete, ist für den Christen das lebendige Bild des Heilandes, des Mannes der Schmerzen, der Entfagung und der Sühne. Wenn er sich durch die Tag um Tag fortgesetzte Sühne der Arbeit mit der Sühne auf dem Kalvarienberg vereinigt, so macht er sich dadurch zum lebendigen Gliede Christi und wird an dessen Herrlichkeit eben so Antheil nehmen, wie er Antheil nimmt an dessen Leiden und Erniedrigungen. Mit dem Geiste Christi lebt auch die Würde Christi in ihm auf, und so weit die Gesellschaft christlich ist, neigt sie sich vor dieser Würde und bekennt, daß die Kirche allererst für die Armen gegründet worden und daß die Reichen nur durch Nachahmung der Armut am Reiche des Gottmenschen Theil haben können. „Jene, die der Hände Arbeit pflegen, mögen sich freuen, sagt Bossuet, denn Christus gehört zu ihnen“

Vermöge des Opfers, das durch die Verdienste Christi geheiligt worden, sehen sich Alle an Würde gleich; das war von jeher die Lehre der Kirche. Und der Lehre entsprachen die Sitten. Beide stimmten mit einander überein, als nach dem Eindruck der Germanen die Verachtung dagegen die Arbeit aus allem dem Nahrung zog, was die Gewohnheiten der Barbaren Stolzes und Rohes an sich hatten. Ganz besonders aber wurden die Sitten der mittelalterlichen Gesellschaft durch den Einfluß der religiösen Orden umgewandelt. Man weiß, daß die Schüler des heiligen Benedict die Arbeit zu einer der Hauptregeln für den gei-

stigen Fortschritt gemacht haben. Die Arbeit ging im Leben der verehrtesten Heiligen mit den höchsten Tugenden und manchmal auch mit dem umfassendsten Wissen Hand in Hand.

Von welchem Einfluß mußte nicht auf den Lehensstaat des ersten Jahrhunderts das Beispiel des hl. Bernhard sein, der die Regel von der Arbeit wieder in ihrer ganzen Strenge durchführte! „Er grub die Erde um, hieb das Holz ab und trug es auf seinen Schultern heim; wenn dann seine schwache Natur hierfür nicht mehr ausreichte, so übernahm er leichtere Dienste der niedrigsten Art und ergänzte durch seine Demuth, was seine Ermattung nicht vermochte. Dieser große Lehrer, dieses Licht der Welt, dieser allgewaltige Friedensstifter in der Kirche und in den weltlichen Reichen fand ein unaussprechbares Vergnügen an dieser edlen Erniedrigung.“

Hand in Hand mit dieser jütlichen Hebung der Arbeit und des Arbeiter-Standes durch die Gebote der Liebe und Gerechtigkeit, entwickelte sich von selbst der Zustand der Freiheit.

Wenn der Grundsatz, daß Alle in Christus gleiche Würde haben, sowie die Lehre und die Übung der Selbstentfagung im Leben der Gesellschaft zur Geltung gekommen sind; wenn die Liebe kraft der Selbstentfagung die Gewalt des Herrn gemildert und an die Stelle der übermüthigen und grausamen Herrschaft heidnischen Stolzes eine so zu sagen väterliche Autorität gesetzt hat; wenn der Sklave durch das Christenthum aus seiner Tiefe emporgehoben und durch den nöthigen Unterricht zur Treue und zum Gehorsam gegen seinen Herrn angeleitet wird: dann mag, die Sklaverei allerdings rechtlich noch bestehen, in Wirklichkeit besteht sie nicht mehr. Aber die Freiheit, die bloß von den öffentlichen Sitten anerkannt war, strebte mit unauslöschlichem Verlangen auch nach rechtlicher Anerkennung. Der Drang war so lebhaft, daß es manchmal schwer hielt, ihn zu be-  
meistern, und der Sklave war so sehr vom

Gefühle seiner Würde erfüllt, daß von jetzt an, wie Ozanam bemerkt, „keine Gefahr mehr bestand, er werde sich selbst mißachten, sondern im Gegentheil zu befürchten war, er werde seinen Herrn mißachten. Zu der That ermahnt der heilige Ignatius schon in den ersten Jahrhunderten die Sklaven, ihren Herrn nicht geringschätzig zu begegnen und sich nicht vom Stolge hinreißen zu lassen, weil die Kette, die sie tragen, nunmehr gereinigt ist.“

Als beim Auftreten des Constantin das Kreuz über die römische Welt triumphirte, waren die Erleichterungen für die Freilassung der Sklaven so vielfach und war der Eifer der Christen, von denselben Gebrauch zu machen, so groß, daß daraus eine ernstliche Verlegenheit für die staatliche Ordnung hervorging.

Im Jahre 1167 erklärte Papst Alexander III., daß alle Christen vom Slavenjoch frei sein sollen. Diese nämliche Gesinnung spricht sich in einem Gesetze Ludwig's des Jüngeren vom Jahre 1152 aus, das mit den Worten beginnt: „Die göttliche Güte, die alle Menschen schuf und ihnen einen gemeinsamen Ursprung gab, hat auch alle mit einem gewissen Maße natürlicher Freiheit ausgestattet.“

Guerard, einer von jenen Männern, die in unserer Zeit über die socialen Zustände des Mittelalters die ausgedehntesten Kenntnisse besitzen, schildert den durchgreifenden Einfluß der christlichen Lehre auf die Befreiung der niederen Klassen in folgender Weise: „Was bei den Staatsumänderungen des Mittelalters am meisten Staunen erregt, ist die hervorragende Wirksamkeit der Religion und der Kirche. Das Dogma von dem gemeinsamen Ursprunge des Menschen und von der Geltung einer und derselben Wahrheit für Alle, das durch die mächtige Stimme der Bischöfe und Prediger überall verkündet wurde, war eine beständige Aufforderung zur Emancipation des Volkes; es brachte alle Stände einander nahe und beschleunigte den Gang der modernen Civilisation. Obgleich die Einen

die Unterdrücker der Andern waren, so betrachteten sich die Menschen doch als Glieder einer und derselben Familie und gelangten vermöge ihrer religiösen Gleichheit zur bürgerlichen Freiheit; aus Brüdern vor Gott wurden sie gleichberechtigte Leute vor dem Gesetze und christliche Bürger.“

Macaulay ein berühmter protestantischer Schriftsteller unserer Tage, anerkennt ebenso, daß die katholische Kirche durch ihren Einfluß auf die Gewissen schon vor der Reformation den Unterschied zwischen Herrn und Sklaven (Leibeigenen) in England vollständig beseitigt hatte.“ Kurz, wenn man den Verlauf des großen Befreiungswerkes, das im Mittelalter vor sich ging, beim Lichte der gegenwärtigen Wissenschaft betrachtet, so kann man mit dem gewandten Geschichtschreiber der arbeitenden Klassen in Frankreich, Darreste de la Chavanne, dessen Werk von der Akademie der moralischen Wissenschaften gekrönt worden ist, unbedingt sagen, daß „die geschichtlichen Zeugnisse einstimmig dem Geiste des Christenthums die Ehre zusprechen, diese Thatfache herbeigeführt zu haben.“

Was Gregor der Große für die Leibeigenen des sechsten Jahrhunderts gethan hatte, das that Gregor IX. für die des dreizehnten, wenn er es in seinem Schreiben an die Großen Polens „einen verabscheuungswürdigen Frevel nennt, daß sie das Leben ihrer hörigen Leute, die durch das Blut Christi erkauf und geadelt sind, dazu mißbrauchen, ihre Falken oder andere Raubvögel bewachen zu lassen.“

Während sich so die Freiheit nach Innen erhöhte und nach Außen erweiterte, gewann auch das Eigenthum durch eben jene Kraft, aus welcher die Freiheit hervorging, in den Händen der befreiten Volksklassen einen bestimmten Charakter und einen verlässigen Bestand. Guerard erörterte diesen gleichzeitigen Fortschritt der Freiheit und der Eigenthumsverhältnisse mit seiner gewöhnlichen Tiefe und Bündigkeit. Nachdem er ausgesprochen, daß die Kirche den

Anstoß zum Befreiungswerke des Mittelalters gegeben habe, fügt er bei: „Diese Umwandlung der Gesellschaft vollzog sich langsam durch die stetige und gleichzeitige Befreiung der Personen und der Grundstücke.

Der Sklave, den das Heidenthum bei seinem Verschwinden in den Händen der christlichen Religion zurückgelassen hatte, ging zuerst von der Sklaverei zur Hörigkeit über; sodann von der Hörigkeit zum Rechte der „todten Hand“, zuletzt vom Rechte der todten Hand zur Freiheit. Anfangs gehört dem Menschen aus der dienenden Klasse nur sein Leben, und selbst dieses Leben besitzt er nur auf eine sehr unsichere Weise. Dann wird aus dem Sklaven ein Colone oder Pächter; er pflügt und arbeitet für seine eigene Rechnung, nur muß er bestimmte Zinsen und Dienste entrichten. Sein Feld wird ihm nicht hinweg genommen, oder vielmehr, er wird nicht von seinem Felde hinweg genommen und er sowohl als seine Kinder gehören für immer mit dem Boden zusammen. Darauf wird der Pächter zum Eigenthümer; das, was er inne hat, wird sein eigen Gut, nur muß er sich einige Verpflichtungen oder Lasten, die übrigens immer leichter werden, gefallen lassen; er benützt und genießt die Dinge als selbständiger Herr, kauft und verkauft, wie es ihm gefällt, und ändert auch seinen Wohnsitz nach Gutdünken.“

Der erste Anstoß zur Freiheit entstammt ganz dem Gebiete der geistigen Ordnung; er ging hervor aus dem Princip der Gleichberechtigung Aller, das von der Kirche ohne Unterlaß den neueren Völkern gepredigt wurde. Nicht darum, weil dem Arbeiter

größere Kapitalien und vollkommener Werkzeuge zur Verfügung standen, ist derselbe, wie Einige wollen, immer mehr frei geworden, sondern umgekehrt, weil er frei war, deshalb hat seine Arbeit fortwährend an Fruchtbarkeit zugenommen und seine Sicherheit im Genuße jener Güter, welche die materielle Unterlage für die Würde und Freiheit des Lebens bilden, durch das Eigenthumsrecht von Jahrhundert zu Jahrhundert eine wandelloosere Festigkeit erlangt.

Liebe, Gerechtigkeit und Freiheit sind auch jetzt noch, zu Ende des neunzehnten Jahrhunderts, die Bronnen der christlichen Gesellschaftsordnung. Die neue Zeit mit ihren gewaltigen Erfindungen und vielfachen Anwendungen auf dem Gebiete der Dampfkraft, des Maschinenbaues, der Electricität u. s. w. hat die Kirche weder überrascht noch beeinflusst, ihren Geist nicht hypnotisirt und ihre Kraft nicht gelähmt, o nein; aber der Wahn des Irr- und Unglaubens, die Gottlosigkeit der Encyclopädisten und der modernen Philosophenschulen hat jene Quellen verstopft und verschüttet. Darum ist die Welt wieder dem Heidenthum und seinen Lastern verfallen, darum ist die Arbeit wieder erniedrigt und der Arbeiter entrechtet, darum ist die Lösung in diesen Tagen wieder „erwerben und genießen“ und nicht „verdienen und sich heiligen.“ Jene drei Schlagadern des christlichen Lebens und des gesellschaftlichen Glaubens pulsen auch heute noch. Man räume nur den Schutt weg und beuge sich wieder nieder zum lebendigen Wasser, das aus der Herzkammer des Glaubens fließt. Zurück zur Kirche, zur Erlösung, zu Christus.



O schönes Morgenlicht,  
Dein Licht entzieh uns nicht,  
Dein liebes Angesicht  
Auf unsre Seelen rich!  
Wenn unser Augensicht  
Zu Todesnöthen bricht!

Der irdischen Größe zu entsagen,  
Das Kreuz dem Heiland nachzutragen,  
Nur Dem zu leben, der dich schuf,  
Den Erdenfreuden abzusterben.  
Um Himmelsfreuden zu erwerben,  
Das ist des Ordens heiliger Beruf.



Der Winter ist vor der Thüre und in seinem Gefolge die Zeit größerer Arbeitslosigkeit und Noth für die Armen und eine Saison neuer Zerstreuungen und Vergnügungen für die Weltleute. Die Einen schwelgen in Bällerei, Maskeraden und Schauspielen, die anderen verkümmern in Sorgen und Elend. Von der Schau- und Genußsucht sind aber alle ergriffen. Darum zieht und sammelt sich das Volk in den Städten an, wie die Fliegenjwärme nach der Lampe schwirren. Literatur, Theater, Romane und Journale geben ein treues Bild der privaten und öffentlichen Sitten.

Die Literatur unserer Zeit, vom Standpunkte der Religion und Moral aus, wie in Hinsicht auf Geist und Kunst betrachtet, ging immer hergab, verschlimmerte sich stets und verkehrte sich immer rascher, und heute ist sie schlechter als die öffentliche Meinung und die thätigste Ursache des Verderbnißes der Sitten, der Irreligiosität und der Revolution bei den Klassen, welche sie immoralisch, irreligiös und revolutionär gemacht hat. Nun aber ist diese Literatur, die der untern Klassen des Volkes schon geworden und wird es immer mehr, und sie ist für dasselbe die offenbare Ursache dieser dreifachen Wunde, an der gerade das biedere Volk schon leidet und die sich stets erweitert. Die dreifache Wunde aber ist die der Immoralität, die der Gottlosigkeit und die Hasses jeder Obrigkeit.

Mehr noch als die verderblichen Schriften und zügellosen Reden corumpiren die schamlosen Beispiele das Volk. Wie probenhaft, schamlos und herausfordernd wird der rasch erworbene Mammon zur Schau getragen! Kann man da sich wundern, wenn die arbeitende Klasse zugleich mit dem Glauben auch die Geduld, die Ergebung, die Zügelung der Begierden, die Mäßigkeit, mit einem Worte, alle die männlichen Tugenden, die ihre moralische Größe ausmachen, verliert und wenn zugleich die christliche Hoffnung verschwindet, sie, welche ihr für die irdischen Freuden, welche ihr ver-

weigert sind, einen je n e i l i g e n Trost gewähren muß? Kann man sich noch wundern, daß sie, wenn einmal die tröstende Aussicht auf zukünftigen Lohn verloren ist, und mit dieser auch die Ueberzeugung fort ist, daß die Uebel sich nur auf dieses Leben beschränken, kann man da sich noch wundern, daß gerade die arbeitende Klasse ihr Loos im gegenwärtigen Leben schlecht, ungerecht, unerträglich findet?

Kann man sich noch wundern, daß dem Glauben entfremdete Leute, die es nie und nimmer zu Reichthum und Wohlleben bringen können, Alles niederstürzen wollen, um so Alles gleich zu machen? Daß sie endlich, unverföhlich, erbittert über ihr Loos, es vorziehen, alles sociale Vermögen dem Petroleum zu überliefern, es gänzlich zu zerstören, da es ja nicht Jedem einen hinlänglichen Antheil geben kann, als den Besitz desselben Einzelnen zu überlassen? Lieber also, das Elend allgemein machen, als die Ungleichheit der Genüsse dulden!

Und wie küstern malen und schildern die Skandal = Blätter des Landes die Orgien der „goldenen Jugend“ und die geistlosen Extravaganzen der praffenden haute-volee. Sie impfen verzehrende Gier in das Herz des Volkes, das so von allen Seiten dem Abgrunde entgegen getrieben wird.

Erinnere man sich doch des Gebots der Liebe, Barmherzigkeit und Gerechtigkeit, jetzt in der Adventszeit. Bereite man sich auf die Ankunft des Heilands vor, der als König der Armuth zur Erde kam. Die christliche Caritas muß das Band der Ver söh nung sein, das die sociale Welt verbindet und vereinigt, die aus allen Tugenden droht. Helfe Jeder die trostlose Armuth, die geistige und leibliche, aus der Gesellschaft schaffen, dann werden die finsternen Dämonen des Umsturzes verschwinden und die Strahlen der Weihnachts-Sonne wie eine Aurora Borealis die Winternacht auf Erden erleuchten.

## Durch das Skapulier gerettet.

Die französische Zeitung „Gazette du Midi“ theilte ihren Lesern aus dem Quartiere von St. Joseph zu Marseille den folgenden Be fall mit:

„Zwei kleine Knaben, von denen der ältere noch nicht sieben Jahre alt, wurden am Donnerstag, den 21. Juli, 1859, von ihrer Mutter, einer jungen Wittve mit vier Kindern, fortgeschickt, um einiges dörres Gesträuche auf einem Hügel zu sammeln; plötzlich fällt der Jüngere, vier Jahre alt, in eine Rinne des Kanals, der das Wasser zur Mühle Pardieu führt, die halbseits lag. Ungeachtet der wiederholten Anstrengungen des älteren, ward das Brüderchen vom Wasser fortgetragen, dessen reißende Schnelligkeit sich am Abhange des Hügel's verdoppelte; bald gelangte er an den Rand einer Art von Strudel von acht bis zehn Fuß Tiefe, gebildet durch die Oeffnung eines umgestürzten Hebers, der das Wasser, welches bestimmt war die Mühle zu speisen, leitete. Vergebens suchte der arme Knabe sich im Vorbeischwimmen an ein Brett anzuklammern, das zur Hälfte den Strudel bedeckte; er stürzte hinein. Was wird aus ihm werden? Eine Röhre von starkem Blech, fünfunddreißig Centimeter im Durchmesser, über fünf und zwanzig Centimeter ungefähr lang, bildet die wagrechte Fortsetzung des Hebers, der im rechten Winkel acht Schuh höher aufsteigt, um das Wasser, welches das Mühlrad treiben soll, in eine über der Mühle befindliche hölzerne Leitung zu treiben. Der Körper des Knaben gelangte in diesen engen Raum, kam in dessen ganzer Länge hindurch, stieg mit dem Wasser in die obere Leitung, und hier klammerte sich der arme Kleine, der die Bestimmung nicht verloren, an ein Eisen an, das sich unter seiner Hand darbietet, und aufrecht erwartet er die Hilfe, nach der er wiederholt rief. Wer wird nicht erstaunt sein, noch so viel Kraft und Leben in einem vierjährigen

Kind zu finden, welches eben so harte Proben bestanden hat, fortgeschwemmt, hin- und hergeworfen in dieser aus rohen Steinen bestehenden Rinne? Sein Kopf war, das ist wahr, stark gequetscht, und vier seiner Zähne waren eingeschlagen, aber kein zum Leben notwendiges Organ war verletzt. In den Trichter gestürzt, eingeschlossen in der engen Blechröhre, wo er hätte ersticken sollen, behielt er seine ganze Geistesgegenwart, so daß er sogar mit den alsbald herbeige-eilten Personen von der Finsterniß, in die er gefallen war, sprechen konnte und von den Anstrengungen, die er vergeblich machte, um seine kleinen Arme zu bewegen, und von dem, was er that, als er endlich aus der Röhre an's Tageslicht gelangte, um der Gefahr entgehen zu können, an Steine von ungefähr zehn Fuß Höhe hinabzustürzen, indem er sich an eine Eisenstange, die er in der Nähe seiner Hand gewahrte, anklammerte. Heute ist dieses Kind ganz gesund, nicht mehr denkend der bestandenen Gefahren und ohne zu klagen, daß es die Zähne verloren, deren Verlust ihm nur ein kleines Hinderniß im Essen verursachte. Möge man, wie man will und kann, die wunderbare Rettung dieses Kindes erklären! Was mich betrifft, will ich sagen, was ich denke. Dieses Kind war bekleidet mit dem Skapuliere der heiligen Jungfrau, und man wird bemerken, daß das Ereigniß statt hatte während der Oktav Unserer Frau vom Berge Karmel.“ —

P. Huguet.

o Weihnachtslicht, du selig Licht,  
Wie scheinst du doch so warm,  
Daß durch den Schnee der Frühling bricht  
Und scheucht des Winters Harm.

O Jesuskind, Mariensohn,  
Blüh auch im Herzen mein,  
Dann hab ich aller Freuden Kron  
Und ew'gen Sonnenschein!

## Die Proklamation der Gottesrechte.

Die glorreiche That der Kirche zu Ende des 19. Jahrhunderts.



Der berühmte französische Philosoph und Staatsmann, Joseph de Maistre, sagte: „Im Jahre 1789 hat man die Menschenrechte proklamirt; im Jahre 1889 wird man die Gottesrechte proklamiren. Wie wunderbar hat sich dies prophetische Wort erfüllt. Denn wie unsere Leser gewiß schon erfahren haben, rüstet sich eben, da das 19. Jahrhundert zur Reize geht, die ganze katholische Welt zu einer großartigen, gewaltigen Demonstration. Deren Programm ist zwar noch nicht festgestellt, aber ihr Zweck ist doch kein anderer, als die Proklamation der Gottesrechte. Es wird ein Jubel-Hymnus sein, der von allen Orten der Erde zum Himmel steigt, Zeugniß gibt für Christus und sein Papstthum auf Erden und als Morgenruß und Tages-Parole hinüber braust in das kommende 20. Jahrhundert. Aus seinem Morgenrauen wird die Sonne der christlichen Civilisation siegreicher treten, als sie dem beendeten und den vorhergegangenen Jahrhunderten gezeichnet hat. Die christliche Hoffnung wird als Vermächtniß des absterbenden jetzigen Säculums auf das bald beginnende übergehen und es mit himmlischem Lichte verklären. Das letzte Viertel unseres Jahrhunderts hat die Brücke des Glaubens in das kommende hinüber geschlagen.

Anders tagte der erste Morgen im 19. Jahrhundert. Die Erbchaft, die uns das 18. hinterließ, waren die Revolution und der Despotismus.—

„Die Zeit ist eine Sphinx, welche sich in das Meer stürzt, sobald ihr Räthsel gelöst ist.“ Der bekannte Ausspruch ist mehr poetisch, als wahr. Die Zeit ist wie das Meer; sie hat wie dieses keinen Wellenschlag und keine Gezeiten. Und die letzteren treten fast so periodisch ein, wie Ebbe und Fluth und

Strömung und Brandung im Ocean. Im Mittelpunkte der Zeit steht der Goltmensch, dessen menschlich göttliche Natur auf Erden fußt, dessen göttlich-menschliche im geheimnißvollen Schoße des Dreieinigen herrscht. Die Zeit vor seinem Erscheinen war die der Sehnsucht, der Erwartung, der Vorbereitung. Es waren Jahrtausende voll wechselnder historischer Ereignisse. Es war der große Völker-Advent.

Die nach-christliche Zeit ist die der Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden im ewigen Kampfe mit dem Anti-Christenthum, der bewußten heidnischen Geistes-Strömung. Und dieser Kampf wird ja erst enden, wenn der letzte große Akt der Weltgeschichte sich entrollt und das tausendjährige Reich Christi alle Hemisphären und Zonen umfaßt. Welchen Rückschlag hat nicht die reich erblühte christliche Civilisation seit den Tagen der Reformation erfahren! Schien es ja, als hätte die bürgerliche Gesellschaft in den letzten Jahrhunderten die Kraft verloren, die Herrschaft des geistigen Wesens über die thierische Natur des Menschen zu behaupten. Haben doch Denker und Weise in unseren Tagen nicht Anstand genommen, Charakterlosigkeit, Nichtswürdigkeit, Erbärmlichkeit, Unbilligkeit und Rohheit als Stigmata der modernen Gesellschaft zu bezeichnen. Eine solche Civilisation war die römische zur Zeit der Kaiser- und Prätorianerherrschaft. Künstler und Dichter der Sittenlosigkeit wurden geehrt und mit Gold überschüttet; Possenreißer speißten mit Senatoren, der Astrologe Lentulus hinterließ 30,000,000, ein Gastmahl Caligula's kostete 1,800,000 Fr.; Scaurus hatte ein Haus im Werthe von 22,000,000; während Domitians Roß aus goldener Krippe fraß, wünschte der Tyrann der ganzen Menschheit einen Kopf, um ihn

mit einem Schläge abhauen zu können. Ob unsere Civilisation mit der hier geschilderten Aehnlichkeit hat? Ein moderner Geschichtschreiber bricht in die Worte aus: „Es verkehren sich die Begriffe; äußere Schicklichkeit, äußere Postur tritt an die Stelle der Sittlichkeit, und an die Stelle des gründlichen Wissens und ehrlichen noblen Handelns tritt halbe Bildung und raffinierte Klugheit. Das Wort wird einem im Munde verdreht. Die Worte verlieren ihre Bedeutung; Phrasen und Schlagwörter wirken mehr als alle Gründe; die Sprache drückt das Gegentheil von dem aus, was man fühlt und denkt; alles Große und Edle wird verspottet und die kriechende Gemeinheit, die schuflige Charakterlosigkeit mit Ehren überhäuft. Das ist die Signatur unserer modernen Civilisation.“ Aber wie konnte es geschehen, daß die Welt wieder dahin kam, da sie doch im Zeichen des Kreuzes lebt, in dem allein Sieg ist!

Die Häresie führte zum Irrglauben, zum Unglauben, zur Gottesleugnung, zur Freivoluntät, zur Leppigkeit und so gelangte die Welt zur Revolution, welcher der Desvolismus sich an die Fersen heftete. Dieser Niedergang vollzog sich bis zur Schluß-Consequenz im 18. Jahrhundert. Die große Bühne dieser Welt-Tragödie mit ihrem blutigen Schluß-Tableau war Frankreich, Paris, das neue Babel an der Seine, das Herz der Aufklärung, die Leuchte der modernen Ideen, die Nabe der Welt! Hier begann der große Scheidungszwist der Geister, hier entstand die Losung: Hie Christ, hie Anti-Christ, hier entsafteten sich die gottentfremdeten Ideen und Elemente zu voller Wirksamkeit.

Unter Ludwig XIV. war Frankreich das tonangebende Land Europas geworden. Französische Sitten, französische Sprache, französische Literatur und Kunst dominirten die höheren Klassen Deutschlands und Rußlands. In Frankreich sammelten sich die wissenschaftlichen Richtungen aller Länder. Die englische wie die deutsche Philosophie

floß dort zusammen, um mit neuen Impulsen zurückzuströmen.

Die Finanzen waren in der trostlosesten Zerrüttung. Die Intendanten der Provinzen, die Generalpächter der Steuern lebten wie Luculle, aber sie erpreßten auch mit ihrem Heer von 80,000 Schreibern, Unterbedienten, Schergen, Spionen (affides) unermessliche Summen. Fast für jede Hauptsteuer war Frankreich anders eingetheilt. Und wo kam das Geld hin? Wohin die 80,000,000, welche allein die Hauptstadt zahlte? Das war ein so alter Schade, daß schon Sully sagte, das Volk müsse 130,000,000 aufbringen, wenn 30,000,000 in den Staatschatz kommen sollten.

Die Verwaltung der Gerechtigkeit war wie die Erwerbung dieser Aemter eine feile, käufliche. Die Parlamente, deren Mitglieder ihre Stellen um schweres Geld gekauft hatten, waren fast unantastbar. Kein Richter, kein Sachwalter diente gegen sie. In ihrem Kreise regierten sie fast mächtiger als der König, oft königlichen Befehlen schnurstracks entgegen. Endlich opponirten sie dem Hofe bei Eintragung der Ordonanzen, besonders der Steueredicte, weil sie sich gern als letzte Schutzwehr des Volkes betrachtet wissen wollten. Sie registrirten nicht, schlossen lieber ihre Sitzungen, so daß Frankreich oft Monate lang seiner Obergerichte entbehrete.

So war es freilich auch möglich, daß sich große Gesellschaften zum Theil der Vornehmsten zum Kornwucher vereinigten, und z. B. 1774 alles Getreide Frankreichs in ihrem Besitz hatten.

Die Willkür der Minister, die schreienden Privilegien der obern Stände, die *lets de justice*, die *lettres des cachet*, das *cartel est notre plaisir* paßten wenig zu jenen Theorien. Man wollte es unbegreiflich finden, daß 24,000,000 arbeiten müßten, um eine 25te, oder kaum so viel, zu mäßen und schwelgen zu lassen, daß der Adel eigentlich die Nation ausmachen, und er allein zu allen höheren Civil-, Militär und geistlichen Stellen geschikt sein sollte.—Ge-

wiß in solcher Zeit war der Krieg in Nordamerika, an welchem Frankreich (sehr gegen Ludwigs innere Ueberzeugung) mit Enthusiasmus theilnahm, ein sehr gefährlicher Freiheitsprediger; praktisch führte er die Ideen von Widerstand gegen die Regierung und Abfall, von Freiheit, Gleichheit u. s. w. durch. Eine geistreiche Dame sagte daher, als Vergennes über ein herrschendes Schnupfenfieber, die Influenza sprach, welche aus Rußland gekommen sein sollte: „Wir werden aus Amerika bald eine neue Krankheit, die Independenza erhalten.“ „Die Franzosen,“ meinte später ein Anderer, „haben die Revolution aus Amerika im Tornister mitgebracht.“

Es war furchtbar, wie die Unterthanen in den Capitanerien und die Hinterassen des großen Adels mißhandelt wurden. Das Wild, um nur eines anzuführen, fraß, was der Landmann mühsam erbaute, und auf diesen wartete die Galeere, wenn er sich der Thiere zu erwehren suchte. Manche sahen ihre Kinder vom Raubthiere zerrissen, ohne es erlegen zu dürfen. Mancher Grundherr schrieb die Art Dünger vor, von denen die Nebelhühner den wahren Hoheitsgeschmack bekämen; man durfte die Hecker nicht jäten und aufhacken, damit die liebe junge Brut nicht verschleucht würde. Dst mußte mit der Heuernte gewartet werden, bis sie verdorben war. Die Frohnen, Steuern an die Grundherrschaft, die Zwangsgerechtigkeiten der Leßteren, erinnern an Leibeigenschaft. Man mußte die Wasser der Teiche schlagen, damit das Quaken der Frösche den Schummer der gnädigen Frau nicht störe! Trotz dem war nicht einmal der hohe Adel, als es darauf ankam, durchgängig treuer Anhänger des Königs.

Inzwischen arbeiteten die „Ritter vom Geiste“ ihre Systeme aus.

„Unter dem Waffenlärm des spanischen Erbfolgekrieges (1701 bis 1714), inmitten des glänzenden Luxus, welcher an dem französischen Hofe und an allen Höfen Europas auf dem Hintergrunde düsteren Massen-Elendes sich entfaltete, genährte von

schamloser Sittenlosigkeit, entfaltete der neue Geist des Unglaubens seine Schwingen. Die cartesianische Philosophie hatte den Zweifel in die Wissenschaft gestreut, Bayle mit seinem caustischen Widerpruchsgeist den Glauben unterwühlt, Spinoza die Geister mit dem kalten Hauch des Rationalismus und Pantheismus erstarren gemacht. Diesen Impulsen folgend, wurde die französische höhere Gesellschaft mehr und mehr dem christlichen Geiste entfremdet. Ihre Lieblingschriftsteller waren jene, welche, wie Montesquieu in seinen *lettres persannes* (1722), die kirchlichen und politischen Verhältnisse mit der Schärfe der Satire zerlegen, oder wie Larochefoucauld Moral und Sittlichkeit dem Spott preisgaben. Das Königthum deckte diese Brut der antichristlichen Ideen ebenso mit seinem Glanze, wie es die Unsitlichkeit deckte, welche Hof und Land entehrte. Derselbe König, welcher als christianissimus die Kirche mit goldenem Schmuck und mit unwürdigen Fesseln umgab, war auch das leuchtende Gestirn, in dessen Wärme der Atheismus aufblühte.“

Das Alles geschah unter den Augen der Fürsten und Staatsmänner nicht bloß, sondern unter ihrer hohen und gnädigen Protection. Während der französische König die Guldigungen der atheistischen Gelehrten in den Prunkgemächern von Versailles empfängt, vereinigt der König von Preußen in seinem Tabaks-Collegium die französischen Literaten, welche gegen den Glauben und die Kirche, wie gegen Vernunft und Gewissen mit den Waffen des Spottes und der Lüge kämpften. Unter Maupeituis's Führung wurde die Berliner Akademie zu einem Bollwerk der antichristlichen Ideen. An des Königs Tafel saßen Männer, welche, wie Lamettrie und Helvelius, selbst in Frankreich sich unmöglich gemacht hatten.

Und als rührende Denkmale jener „Göttertage“ stehen die Monumente der Hundehunde des „Großen Freis“ im Garten von Sanssouci, während der Herr Unterthan von seiner Majestät mehr als Canail behandelt wurde.

Wie ein trüber, schmutziger Sumpf breitete sich die Sittenlosigkeit über Frankreich und Europa aus.

Neben Voltaire erhob sich J. J. Rousseau, um in seinen politischen, pädagogischen und belletristischen Schriften die französische Gesellschaft mit süßen sentimental Phrasen zur Natürlichkeit, Gleichheit und Freiheit zurückzurufen, in Wahrheit aber sie in Schamlosigkeit und Gewissenlosigkeit zu versenken.

Der Sturm gegen die Kirche und das Christenthum wird geheim und offen organisiert; die Encyclopädie, von Diderot und d'Alembert geleitet, codificirt den Unglauben. Der Materialismus geht aus der Metaphysik in die Moral und Politik über. Das Königthum fühlt, daß es auf einem Vulkan steht; aber das Königthum hat keine Kraft gegen die schlechten Ideen. Paris, berauscht von dem Gift der sogenannten Philosophie, huldigte dem heimgekehrten Voltaire und begrub ihn mit ausgesuchten Ehren. Die Philosophie feierte ihren theatralischen Triumph, um alsbald ihren blutigen zu feiern. Die teuflische Devise *écrasez l'infame* erstickte aber nicht in dem Strome von Blut, das von der Guillotine floß; sie klang hinüber in das 19. Jahrhundert, gab auch die Parole für dieses und verrückelte erst in dem Wuthgebrüll der Meute, welche die Leiche des großen Papstes Pius IX. in die Tiber stürzen wollte.

Der Kulturkampf des 19. Jahrhunderts ist nur ein Abklatsch desjenigen im vorigen Jahrhundert. Das 19. Jahrhundert begann genau so wie das 18.

Die deutschen Fürsten, bereichert und doch erst verarmt durch die Säkularisation, knechteten die Kirche, und die Staatsmänner gaben, indem sie die Demagogen verfolgten, den falschen Principien auf dem Katheder wie in der Literatur unge störte Freiheit. Auf der Hochschule von Königsberg, Jena u. s. w. strahlte das Licht der antichristlichen und atheïstischen Philosophie; in den Salons wie in den Hütten tauschte man den Klängen der humanistischen und naturalis-

tischen Poeten, welche um das Weimarer Doppelgestirn sich stellten. Rußland, die alten Wege despotischer Grausamkeit und sündlicher Genußsucht schreitend, zehrte an den Abfällen der atheïstischen Literatur des achtzehnten Jahrhunderts, Frankreich aber beeilte sich unter der Restauration, neue Auflagen von Voltaire und Rousseau zu machen.

Zuerst erscheinen die Poeten auf der Bühne. Victor Hugo, Beranger, Lamartine berauschten Frankreich mit dem süßen Geist ihrer Lieder; Byron, Th. Moore, Shelley entzündet mit ihren flammenden Liedern das revolutionäre Feuer; Börne und Heine eröffnen den Feldzug gegen die politische und religiöse Ordnung.

An die Dichter schlossen sich die Philosophen an. Zwei große Sophisten herrschten in diesem Zeitraum über Deutschland: Hegel und Schelling. Aus dem skeptischen Criticismus Kant's und dem wahrwüthigen Idealismus Fichte's haben beide ein pantheïstisches System herausgebildet, welches unter dem Scheine, die Wahrheiten der Vernunft und des Glaubens durch tiefere Speculation zu verherrlichen, eben diese Wahrheiten durch ein sophistisches Taschenspiel oder einen phantastischen Mysticismus zu fälschen und zu zerstören sucht. In Hegel's System ist Gott ein Sein gleich Nichts, welches im Natur- und Menschengestalt sich verwirklicht. Seine höchste Daseinsform ist der Staat, „der wirkliche hinieden präsente Gott“, welcher als absolut unbewegter Selbstzweck unumchränktes Recht gegen den Einzelnen hat, aber selbst wieder unter dem Weltgeist steht, der in den Revolutionen der Weltgeschichte als dem Weltgericht sein Recht an ihm ausübt.

Und wie stellten sich die anderen Philosophen zum Gottesbegriff? Fechner sagt: Gott ist eine Alles umfassende Sinnesempfindung. Hering: Gott ist das Universalgedächtniß. Schopenhauer: Gott ist der Weltwille. von Hartmann: Gott ist das Unbewußte. Nach Dr. Böckel soll dann wieder zur Abwechslung das Bewußte die

der Welt als bildendes Princip innerwohnende Gottheit sein.

Der Socialismus erklärt in St. Simon, Fourier und Proudhon dem Eigenthum den Krieg. Victor Hugo und George Sand wühlten die revolutionären Leidenschaften auf. In Deutschland erheben sich Hegels Schüler: Feuerbach, Strauß, Ruge, um, die Schaumblasen der Sophistik ihrer Meister hinwegpülend, den nackten Atheismus zu proclamiren. An Heine sich anschließend beginnen die Dichter Jungdeutschlands: Freiligrath, Hoffmann von Fallersleben, Herwegh das Lied der Revolution anzustimmen. Marx und Lassalle schöpfen aus Fichte und Hegel die Principien der National-Ökonomie, welche den Socialismus zur Consequenz haben.

In England, Italien und Spanien arbeitet die Loge in den Minen, geschützt von Lord Feuerbrand-Palmerston und beklatscht von dem liberalen Publikum Europas. Die Lichtfreunde, Freireligiösen und Deutschkatholiken rufen zum Sturm gegen die Kirche. Voltaire, Rousseau, Lessing und Reimarus schienen in den 40 Jahren aus dem Grabe zu erwachen, um den Kampf gegen das Christenthum in neuem Kostüm mitzukämpfen.

Und die Fürsten und die Minister und die hochmögenden Schulmeister der Nation? Nun sie hatten das Wort vergessen: wer Wind säet, wird Sturm ernten!

Und der Sturm kam. So lang er tobte, schienen die Regenten ernsterer Stimmung zugänglich zu sein. Von 1850 bis 1860 herrschte ein mehr gottesfürchtiger Geist in den Kabinetten Europa's. Napoleon III. gab der Kirche in Frankreich Beweise der Achtung; die protestantischen Fürsten Deutschlands lösten theilweise ihre Fesseln; der Papst in Rom wurde geschützt; Oesterreich schloß das Concordat und selbst Rußlands Autokratie schien von einem Gefühl menschlicher Rührung überkommen zu sein.

Es war aber nur die Windstille, die dem Orkan vorausgeht. Rasch wechselten die Scenen. Der offene Kampf gegen Papst-

thum und Kirche brach auf's neue aus. Die antichristlichen Ideen überflutheten die Hochschulen Italiens und schlugen ihren Sitz im Schatten von St. Peter auf. Frankreich, corrumpt durch das Kaiserthum und entwürdigt durch die Commune, öffnete in der Literatur wie in der Presse alle Schleißen der Gottlosigkeit, der Unzüchtigkeit des Wahnwizes. Deutschland, immer würdiger in der Form, aber um so schärfer in der Tendenz, stellte seine blendende Romanliteratur in den Dienst der antichristlichen Philosophie. Seine Sophisten predigten den Pantheismus und den Materialismus. Das von der Freimaurerei durchseuchte Spanien nährte sich von den Abfällen des französischen Scepticismus und des deutschen Pessimismus. Der Kulturkampf entbrannte an allen Orten, bewegte sich ganz in den Stappen des vorigen Jahrhunderts und drohte namentlich zur organischen Institution des deutschen Reiches werden zu sollen. Die vornehmsten Opfer waren auch diesmal wieder die religiösen Orden, namentlich die Jesuiten. Einen unerlöschlichen Strom von Lügen, Rohheiten und Schändlichkeiten hat dieser seit Decennien in der Presse und auf der Tribüne geführte Kampf in das Herz des Volkes geleitet.

Er hat Verrohung und Verwilderung der Denkart, der Sitten, des ganzen öffentlichen Lebens hervorgerufen. Er hat mit beispielloser Gluth die gottlosen Principien gereift, welche die geistige Atmosphäre für die Internationale vorarbeiteten. Bald sanken die Paläste in Paris unter dem Racheverk der Petroleusen und die Höllmaschinen der „Ketter der Gesellschaft“ erdröhnten von St. Petersburg bis nach Chicago! Der Haß des *ecrasez l'* infame und die Flüge von „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit“ spielten ihre letzten Trümpe aus. Das schreckliche Motto *aprez nous le deluge*—nach uns die Sintfluth—hatte sich wieder erfüllt.—Über der große Umsturz, den die in allen Fugen zitternde Gesellschaft erwartete, kam nicht.

Der Geist Gottes überzeichnete das Chaos

und es wurde wieder Licht. Der länderlose Papst ist wieder der anerkannte Stellvertreter Christi auf Erden, sein Scepter regiert bis zu den Grenzen der Meere die Provinzen seines Reiches umgürten das ganze Rund des Globus. Die Kirche ragt über alle Fluthen empor als der Fels Petri und trägt als Arche wieder die Rettung und Erlösung der neuen Zeit zu. Als gälte es der nahen Ankunft des Friedensreiches Christi auf Erden, so mahnt der Oberste Hirte mit bedeutsamem Eifer zur Einigung aller Völker unter dem Scepter des Gott-Menschen. Wunderbar erhebt sich der Löwe Gottes, die katholische Gesellschaft, wieder, um alle Dämonen der Tiefe, die Geister der Verwirrung, zu schrecken. Die durch das Gift der Revolution entnerote Welt ruft wieder nach Autorität und Führerschaft. Der alte Weinstock wahrer Kunit und Wissenschaft knospet in neuer Frühlingswonne und wie das Hellfeuer der Electricität sprüht das siegreiche Licht der Gnade wieder über der Welt auf. Ein neuer Bölkermorgen beginnt zu tagen und statt der Sirenenfänge der Menschenrechte ertönt vom Throne Petri herab wieder der Kirche Ruf von Freiheit, Recht und Liebe an das Ohr der Menschheit und klingt als Devise einer neuen Zeit aus der Dämmerung des neunzehnten Jahrhunderts in das Grauen des zwanzigsten hinüber.

Kein Wunder, daß die Kirche sich festlich rüstet, die Wende der Zeit mit Jubelhymnen zu begrüßen. Es ist, als ob der alte Siegesruf „Gott will es, Gott will es“ den Hirten und die Heerde erfaßt hätte, um sie mit dem Muthe der Begeisterung für eine heranbrechende große gewaltige Zeit neues Lebens und neuer glorreicher Siege zu erfüllen.

Dieser Lenzes-Glauben lebt auch in uns.

Aber wie können wir unser Scherflein beitragen zum großen Feste des Abschlusses der vergangenen, des Anbruches der neuen Aera?

Die „Rundschau“ wird mit der ersten Nummer des neuen Jahres—gewiß ein

passendes und schönes Neujahrs-geschenk—mit der Publikation einer Serie von Artikeln beginnen, je einen in jeder Nummer, worin das glorreiche Wirken der Kirche in dem sich zu Ende neigenden Säculum geschildert wird.

Dabei wird das Leben der großen Päpste, der Einfluß der Kirche auf den Gebieten religiösen, socialen und politischen Lebens, auf Industrie und Arbeiterwelt, auf Kunst und Wissenschaft, auf Civilisation und Bildung im 19. Jahrhundert behandelt werden.

Kämpfe und Siege, ihre glorreiche Missionsthätigkeit, ihre großartige Macht-Entfaltung, ihr göttliches Erlösungswerk, wie es sich theilweise unter unsern Augen vollzog, all dies soll da seine Würdigung finden. Es wird eine Ruhmeskrone für unsere heilige Mutter, auch ein eigenartiger Rosenkranz zu Ehren der Unbefleckten Jungfrau sein, ein Sonnenbogen der Glorie, der von Jahrhundert zu Jahrhundert strahlt und leuchtet, eine himmlische Aurora, die tröstend und entzückend in die neue, kommende Zeit hinüberflammt, Gott zum Ruhme, der streitenden Kirche zur Ehre.

Schon ist es uns gelungen, eine Anzahl von gelehrten und gefeierten geistlichen Schriftstellern zu Mitarbeitern an diesem Guldigungs-Akte zu gewinnen, weitere tüchtige Kräfte mögen sich für diesen literarischen Hymnus noch begeistern lassen und dürfen jedenfalls die Leser der „Rundschau“ sich auf einen Cyclus von vollständig je in sich ausgearbeiteten Artikeln freuen, der ihnen, wenn auch in engem Rahmen doch ein übersichtliches Bild der Größe und Schönheit, des Apostolates und der siegenden Macht jener Stadt Gottes gibt, die im Wirbel der Zeit auf den Felsen Petri gegründet wurde, von dem Christus, der Herr, sagte: Die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen!

---

Bitte für uns, o heilige Gottesgebärcerin!  
Um Was? Auf daß wir würdig werden der Verheißungen Christi!—Ein kleines aber vielfagendes Gebet.



## A d v e n t.

Von F. Paul Matthies, S. J., Prairie du Chien, Wis.

### C h r i s t u s :

Da ich schaute, wie die Menschheit  
Gegen Satan stand allein,  
Suchte ich—aus reinsten Liebe-  
heil und Rettung ihr zu sein.  
Aber du, o teure Seele,  
Suchest du auch wohl nach Mir?—  
Dennoch galt mein Schmerzesleben,  
Galt die Liebe Gottes Dir.

Da ich sahe, wie voll Elend  
Diese arme Erde war:  
Ach, wie hab' ich mich gesehnet,  
Bis Maria mich gebar!  
Aber du, erlöste Seele,  
Wann wohl sahst du nach Mir?—  
Dennoch galt mein Schmerzesleben,  
Galt die Liebe Gottes Dir.

Ich weiß es, daß noch immer  
Stolz dein Herz gefangen hält,  
Und mein einziges Verlangen  
Ist, daß dir dein Gott gefällt.  
Aber du, o harte Seele,  
Wann verlangst du nach Mir?—  
Galt nicht alle meine Armuth,  
Nicht mein Blut, mein Leben Dir?

Sage, ob du mehr begehrest,  
Als ich schon für dich erjann!  
Sag' mir alles, was du wünschest,  
Nur, damit ich geben kann!  
Aber du, o kalte Seele,  
Hoffst nichts, wünschest nichts von Mir.—  
Dennoch gilt mein ganzer Reichthum,  
Gilt der Reichthum Gottes Dir!

### Die Seele:

O Güte, die du dich erschlossen  
Im Wunderspiegel der Natur!  
O Licht der Wahrheit, das umflossen  
Des Menschensohnes süße Spur!  
O Meer der Schönheit, ausgegossen  
In's Herz der armen Kreatur!  
O Gott, den ich als Kind erkenne!  
O Liebe, die ich ahne nur,  
Wenn ich sie Jesus! Bruder! nenne:  
Seitdem ich deinen Ruf erfuhr,  
Begreif' ich nicht, wie ich mag leben  
Und dir mein halbes Herz nur geben.—  
Mein Jesus kommt mit offenen Armen,  
Er kommt, um all mein Glück zu sein:  
O Seele, brauchst du kein Er-  
barmen?  
Wenn Ja, so laß' den Heiland ein.

## Ein Frauen - Spiegel.



u den gelehrtesten, geistvollsten und liebenswürdigsten Schriftstellern des katholischen Deutschland zählt in erster Linie der berühmte Theologe Fr. Albert Maria Weiß, O. Pr. Seine Werke sind Zierden der katholischen Literatur und den Laien nur darum weniger bekannt, weil sie sich mit den tiefsten und höchsten Fragen der Gottes-Gelchrtheit befassen. Vieles darin ist aber auch wieder so einfach-schön, so lichtvoll und erbaulich, daß jede reine Seele die darin enthaltenen großen Gedanken sich zu Eigen machen kann. Dazu rechnen wir namentlich den folgenden Frauen-Spiegel, den wir in dem Buche über „Die Vollkommenheit“ finden. „Nichts will dem Menschen schwerer einleuchten,“ sagt Fr. Weiß, „als daß es nicht große, auffällige und außerordentliche Dinge sind, von denen seine Größe abhängt, sondern die beharrliche Übung der Kleinen, der Soliden, der regelmäßigen Tugenden und Pflichten. Nun aber haben wir im ganzen Himmel niemanden, an dem die Wahrheit dieses Satzes deutlicher hervortritt, als die Königin der Heiligen, die Mutter Gottes. Sie ist weit erhöht über alle Heiligen, weit über die Chöre der Engel. Sie steht zur Rechten des Sohnes Gottes als Königin im goldenen Gewand. Mit Recht, denn ihre Heiligkeit übertrifft die aller Geschöpfe und nähert sich am meisten der Heiligkeit Gottes selber. Aber womit hat sie diese errungen? Wo lesen wir von Wundern, die sie gethan? wo von haarsträubenden Witzwerken, von außerordentlichen Heldenthaten? Wenn diese Dinge die Heiligkeit ausmachten, da müßte sie Tausenden den Platz räumen, denn darin haben gar viele mehr geglänzt, als sie. Aber wenn wir alle Großen und die Größten im Himmelreiche zusammennemen, so finden wir niemand, ihren göttlichen Sohn abgerechnet, der größer in dem Punkte ist,

auf den es einzig ankommt. Merkwürdiges Räthsel: In großen Dingen groß sein ist nicht die höchste Größe. Der Größte ist gerade, wer am größten ist in den kleinsten Dingen. Und dieser Größten haben wir nur zwei, Jesus und Maria.

Der Kleinste ist der, welcher sich von der Majestät Gottes erniedrigt hat und gehorsam geworden ist bis zum Tode, zum Tode des Kreuzes, jener, der um unsrerwillen zum Wurm und zum Thoren geworden ist, zum Spotte und zur Verachtung des Volkes. Und die Kleinste ist die, welche im Augenblicke, da sie zur Mutter Gottes und zur Königin des Himmels und der Erde erhoben wurde, sich die Magd des Herrn nannte, jene, die nie zu sehen war, wo ihr Sohn Anerkennung fand, die aber treulich an seiner Seite stand, als alles über ihn lästerte und das Haupt schüttelte und selbst seine Jünger ihn verließen.

Neden wir darum so einfach und so schlicht wie möglich; es entspricht das wenigstens schon einer Tugend, die sie im höchsten Grade hatte, der Einfachheit, der Natürlichkeit, Geradheit und Wahrheit. Sie hätte aber diese nicht gehabt, hätte sie nicht alle Tugenden gehabt, und jede ganz und in der vollkommensten Weise. Welchen Grad ihre Stärke hatte, das hat sie am Fuße des Kreuzes gezeigt. Es ist ein Wort von wahrhaft majestätischer Einfachheit, Würde und Höhe, womit das Evangelium sie in diesem Augenblicke schildert: Sie stand. Sie stand, aber das siebenfache Schwert im Herzen. Von ihrer Selbstbeherrschung ist ihr ganzes reines, stilles, armes, demüthiges Leben ohne Anspruch und Bedürfnisse Zeuge, von ihrer Klugheit ihr Benehmen bei der Volkshaft des Engels.

Zuerlich wie äußerlich war alles an ihr gediegen, alles Ebenmaß und Einheit. Jeder ihrer Sinne folgte dem Willen, der Wille dem Verstande, der Verstand den


Einprägungen und dem Geſetze Gottes. Nur ein Wink des Gewiſſens und Gottes leiſeſter Wuſch war vollzogen, ſo vollkommen, daß auch nicht die Bewegung eines Fingers ſich dem Gebote der Vollkommenheit entzog. Welche Beſcheidenheit und Eingezogenheit in ihrem Verhalten! Augen, Mund, Geberde, Gang und Ton der Stimme predigte Milde, Ruhe, Sammlung, Liebe. Da war nichts gemacht, nichts berechnet, nichts verſtellt. Ihre Haltung war edel, ernt, gerade und freundlich, zugleich Ehrfurcht und Bewunderung einflößend, liebenswürdig ohne zu reizen, erhaben ohne zurückzuſchrecken, anziehend und doch Zurückhaltung gebietend. Ihre Kleidung und was ſie in Händen hatte, war immer geordnet, reinlich, zierlich und doch die äußerſte Einfachheit. Was ſie zu thun hatte, war immer zur rechten Zeit geſhan und nie mit Eiferigkeit und Aufregung vollbracht. Was heute geſchehen mußte, ſah ſie nicht auf morgen; was morgen traß, that ſie heute nur, wenn es vorauſſichtlich morgen nicht möglich war. Was ſie begann, dabei war ſie ganz, und doch war ſie dabei ganz in Gott. Was ſie that, das war geſhan; woran ſie die Hand geſetzt, daran brauchſte keiner mehr eine zu legen. Wer ihr einen Auftrag gab, wußte, daß er beſorgt, wem ihr ein Geheimniß anvertraute, war ruhig, daß es gut aufgehoben ſei. Ueberſicht, Ueberſehen, Zerſtreutheit, Vergeſſenheit hat ihr nie jemand vorgeworfen. Sie brauchſte keine That zu verbeſſern, kein Wort zurückzunehmen oder zu erläutern. Sie hat ſich nie vergeſſen, nie verſprochen. Nichts war ihr zu klein, zu niedrig, zu ſchwer; nichts kam ihr unerwartet oder ungelegen. Sie lebte in dem, der alles in Händen hält. Sie ließ keinen Gedanken in ſich aufkommen, als den der Gleichförmigkeit mit dem, der alle Pläne und alle Hinderniſſe kennt. Ihr Wille war nie ein anderer, als der Wille deſſen, der Herr über alles iſt. Darum kreuzte nichts ihre Pläne, darum verlor ſie nie Faſſung und Ruhe, darum geſchah auch im Widerwärtigſten ihr

Wille. Niemand ſah ſie rathlos, muthlos, hilflos. Nie hörten ihre Engel ſie klagen. Nie war ſie ſo müde, daß ſie der Liebe und Pflicht eine neue Arbeit abgeſchlagen, nie ſo arm, daß ſie nicht immer wieder etwas zu geben gehabt hätte. Kein Augenblick ſah ſie müßig, und doch hatte ſie immer Zeit für jede Noth und für jeden ernten Wuſch des Nächſten. Keinem hat ſie wehe geſhan, keinem einen Wuſch abgeſchlagen, der in Gott geſhan war. Einen vorwurfsvollen Blick, eine trübe Miene, eine trockene Antwort erfuhr niemand von ihr. Sie gehörte allen, denen Gott gehört, den Sündern, den Elenden, den Frommen. Einen Wechſel beobachtete keiner an ihr, keinen Kleinmuth, keine Unbeſtändigkeit, keine Erſchöpfung. Die einzige Aenderung, die man an ihr wahrnahm, war die ſtellig gleichmäßige Entſaltung ihrer entzückenden Tugendfülle. O, ſagt eine fromme Seele, wer die Schönheit, Reinheit und argloſe Tiefe Mariä ſehen könnte! Sie weiß alles, und doch iſt ſie ſich deſſen nicht bewußt, ſo kindlich iſt ſie. Sie ſchlägt die Augen nieder, aber wen ſie anſieht, dem geht ihr Blick wie ein unbedeckter Lichtſtrahl, wie die Wahrheit durch und durch. Das iſt aber darum, weil ſie ſo ganz unſchuldig und Gottes voll und ohne alle Abſicht auf ſich ſelber iſt. Niemand kann dieſem Blicke widerſtehen.“

Nicht wahr, das iſt ein Frauen-Spiegel, wie er in gleich ſchöner, einfach-edler Sprache kaum je durch einen andern katholiſchen Schriftſteller von der Himmels-Königin geliefert wurde. Fromme Jungfrauen und Frauen, welche gerne zur Allerſeligſten Jungfrau als ihrem Ideale emporblicken, werden uns Dank dafür wiſſen, daß wir ihnen dieſes herrliche Bild vorhalten. Da iſt Alles, um den Geiſt zu bilden, das Herz zu veredeln, die Tugend anzueifern, das Leben zu verſchönern. Aber auch Jünglinge und Männer dürfen und ſollen in ſolchen Spiegel ſchauen, wenn ſie noch Sinn für Reinheit, Schönheit und wahre Größe haben. Denn das Leben der lieben Gottesmutter iſt uns Allen zum Muſter und Vorbild gegeben und darum auch zur Nachahmung!

## Civilisation.

Von Rev. Pius R. Mayer, O. C. C.

 In unserer phrasenreichen Zeit gibt es eine Menge von Schlagwörtern, die man stets im Munde führt, ohne daß es Jedem einfällt, sich um ihre Bedeutung zu kümmern, und daraus ihre Berechtigung oder Nichtberechtigung abzuleiten. Ja manche werden um so mehr gebraucht, je weniger man ihre Bedeutung versteht.

Zu diesen mißbrauchten Schlagwörtern gehört auch „Civilisation“. Alles spricht und schreibt und schreit von Civilisation, jeder Nation erhebt nicht nur Anspruch an ihren Besitz, sondern schmeichelt sich, dieselbe in höherem Grade zu besitzen, als ihre Nachbarn, und ebenso handeln die einzelnen Menschen. „Das ist ein uncivilisirter Mensch.“ Warum? Weil er im Arbeiterkittel umhergeht. „Das sind sehr civilisirte Leute.“ Warum? Weil sie sich nach der neuesten Mode tragen, Geld in Fülle haben, und das Piano malträtiren können.

Fortschritte in Erfindungen, Bequemlichkeiten für Reisende, Bibliotheken, Gemäldesammlungen, Theater u. s. w. sind sichere Zeichen hoher Civilisation eines Volkes, während ihre Abwesenheit den Barbaren verräth.

Fühlen wir diesen Ansprüchen etwas auf den Zahn, sehen wir, was wir uns unter Civilisation zu denken haben.

Civis heißt „Bürger“ Civilis „bürgerlich“, Civilisation also „Bürgerlichmachung“, in dem Sinne, daß Jemand genügende Eigenschaften erwirbt, um vollwichtiger Bürger werden zu können. Welches sind nun diese Eigenschaften?

Zuerst möchte ich mich gegen die heutzutage so verbreitete Ansicht verwahren, als ob das Menschengeschlecht in Barbarei begonnen, sich nur im Laufe der Jahrhunderte zur Civilisation durchgearbeitet habe.

Das Gegentheil ist der Fall, wie ich unten zeigen werde.

Die für das Bürgerthum erforderlichen Eigenschaften sind je nach dem Stande und der Entwicklung eines Volkes verschieden. Auch hat die Religion stets einen bestimmenden Einfluß auf Staatenbildung geübt. Ja es war unter den alten Völkern Sitte, entweder einen Gott als den Stammvater des Volkes und Gründer des Staates anzugeben, oder die Gründer zu Göttern zu erheben, um so eine höhere Weihe für den Staat und größere Würde für den Bürger beanspruchen zu können. Die nothwendige Folge war, daß Staat und Religion unter einander verwachsen, die Gesetze mehr oder weniger einen theokratischen Charakter trugen und Beleidigungen der Religion zugleich Verletzungen des bürgerlichen Gesetzes waren. Alle Fortschritte, die gemacht wurden, tragen deßhalb geistliche und weltliche Züge, und der Monarch war darauf bedacht, seine Siege durch Erbauung von Tempeln zu feiern, in welchen sich der Fortschritt in Wissenschaft, Religionslehre, Kunst und Gewerbe verkörperte, und welche dadurch zu Erziehern des Volkes wurden. Wir sollten hieraus schließen, daß der Zustand der Tempel Zeugniß gebe von der Stufe der civilisatorischen Entwicklung eines Volkes.

Dieser Schluß wäre jedoch ein Trugschluß.

Denn 1., fehlte es an dem Hauptfaktoren—der Religion—an dem Fundamente, und eine nur ihren eigenen Interessen dienende heidnische Priesterchaft sorgte dafür, daß die Verwirrung stets größer wurde, und 2., benützten die Könige die Religion nur zum Deckmantel eigenjüchtiger Bestrebungen, und zwischen diesen zwei Mühlsteinen wurde das arme Volk gerieben, so daß von culterellem Fortschritte keine Rede sein konnte.

Sklaverei den Herrschern gegenüber, und Sklaverei unter dem Banner jüdischer Leidenenschaften in den Tempeln! Bürgertugend konnte in solcher Luft nicht gedeihen, und es darf uns deshalb nicht wundern, in Ländern, wie Babylon, Aegypten, Griechenland und dergl. auf einer Seite Fortschritt in Staatsregierung, Kriegswesen, und bildenden Künsten, auf der andern Seite aber tiefe Verrohung, großen Aberglauben und noch größere Unwissenheit in göttlichen und menschlichen Dingen zu finden. Daher konnte sich auch nichts Ideales entwickeln. Die heidnischen Tempel waren großartig, reich, künstlich verziert, aber nur Nachahmungen der sinnlichen Natur. Es lag in ihnen kein höherer Ausdruck, kein Ideal sprach aus ihnen, und ihr Anblick ließ den Beschauer kalt, oder reizte ihn durch Sinnlichkeit zur Sinnlichkeit, konnte also das Volk nicht zu Höherem erziehen, nicht civilisieren.

Die Staatsgesetze waren Auswüchse augenblicklicher Laune des Tyrannen, oder der wechselnden Volkspartei, Schrecken ging ihnen voran, und Schrecken folgte ihnen. Die Mächtigen wurden mächtiger und die Armen noch hilfloser. So ist denn auch der Zustand der vorchristlichen heidnischen Völker ein trüber, hoffnungsloser. Selbst das Jenseits sank zu einem Reichthum der Schatten herab, die abstoßen aber nicht anziehen konnten. Die Armen waren auf diese Welt angewiesen, und da fanden sie nur Elend.

Man hat in der Neuzeit die Herrlichkeiten jener Zeiten und Staaten in einer Weise besungen, als ob die damaligen Zustände glorreich waren, während in Wirklichkeit unter dem giftigen Mehlthau des Heidenthums und der politischen Tyrannei die frühere Civilisation verschwand, und Alles einem Abgrunde der Barbarei zutrieb.

Ein lichter Fleck in dem allgemeinen Dunkel war das israelitische Volk in dem kleinen Palästina. Dort waren bürgerliche und Religions-Gesetze in einander verschmolzen, ein Ideal, der kommende Messias, war auf-

gestellt. Priester, Opfer, Feste, Königthum, Verfassung und Gesetze zeigten auf ihn, und zeugten von ihm. Ein Blick in die Ewigkeit ist dem Volke gestattet. Abrahams Schooß ist der begehrenswerthe Ort der Ruhe nach mühevoller Wanderung durch das Leben. Die Pracht des Tempels versinnbildet die Pracht des Herrn des Tempels und die Könige selbst finden dort Ermahnung, Unterriecht, Strafe oder Schutz. Hiermit waren alle Bedingungen gegeben, um civilisatorischen Fortschritt zu ermöglichen. Wir finden dort auch Patriotismus, Liebe zur Religion, zu Eltern und Kindern, kurz alle Tugenden.

Natürlich fehlen auch dort die Schatten nicht. Wiederholt verläßt das Volk Jehovah, aber stets zu seinem Unglücke. Sobald es sich in Neue zurückwendet, wird ihm Hülfe, und gottbegeisterte Propheten weisen über die augenblickliche Erhörnung weg nach dem höheren Ziele hin, wo alle Schatten schwinden sollen, und Alles Licht sein wird. Auf diese Weise fand der Einzelne die Anregung, deren er bedurfte, um alle guten Regungen harmonisch zu entwickeln, sich persönlich auf die Fülle der Zeit vorzubereiten, und als Glied des Ganzen zum materiellen, sittlichen und religiösen Fortschritte mitzuwirken. In diesem Sinne allein kann von Civilisation gesprochen werden, die Juden waren das erste und einzige civilisirte Volk der vorchristlichen Welt.

Jedoch waren die Schranken dieser Civilisation noch enge gezogen, denn sie umfaßten nur das Volk, und waren nur vorbereitender Natur, da sie der Grundstein der neuen, die ganze Welt umfassenden, auf idealer Basis ruhenden christlichen Civilisation sein sollten. Für den Juden waren Nationalität und Religion sich deckende Begriffe. Im Christenthum sollte die Religion von der Nationalität sich trennen, jedoch so, daß sie zugleich das einigende Band zwischen den Völkern bildele, und den sonst getrennten nationalen Interessen ein Allen gemeinsames höheres, tief in das praktische Leben eingreifendes Ziel gab.

Daß das Christenthum diese Aufgabe lösen konnte, zeigte sich bald. Selbst in dem üppigen Rom wuchs eine Macht heran, die veredelnd auf die Heiden einwirkte und sie dadurch anzog. Würfel und Becher verschwanden allmählig, die Ehe wurde heilig und Kindersegens folgte. Die Sklaverei wurde leichter, oft auch durch Freilassung beseitigt. Die nackten Statuen verschwanden und machten Bildern Platz, die ideal gedacht, und ideal ausgeführt, das Volk begeisterten. Die prunkhaften und gedankenleeren Bauten fanden sich von symbolischen Gebäuden überflügelt, an denen jede Verzierung, jede Figur, ich möchte sagen, jeder Stein seine eigene Bedeutung hatte. An Stelle des Betrugers trat Ehrlichkeit, die belebend auf den Handel wirkte. Mildbthätigkeit ließ die Armen ihr hartes Loos vergessen, die christliche Kirche öffnete auch dem Geringsien den Weg zu den höchsten Ehrenstellen, und christliche Demuth erkannte auch in dem Unbedeutendsten einen gleichberechtigten Bruder. Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit waren nicht hohle Phrasen, sondern lodrende Feuer, von denen das Eis der Selbstsucht schmolz und durch das sich üppiges Wachsthum entwickelte. Per aspera ad astra lautete der gemeinjamer Wahlspruch.

Der absolutistische Staat fand in dieser neuen Schöpfung keinen Platz mehr. Seit Constantin der Große das Kreuz auf seine Krone heftete, erkannte in ihm der Staat an, daß er sich nicht länger Selbstzweck sei, sondern als Mittel zum höheren Zwecke dienen soll. Wohl blieb das doppelte Bürgerrecht, aber es ergänzte sich gegenseitig, der Staat beschützte die Kirche, und letztere garantierte seine Existenz. Auf solchem Boden ließ sich die Erndte der Civilisation ziehen, und sie war reichlich und glorreich.

Die Stürme der Völkerwanderung, der Sturz des römischen Weltreiches und die Verachtung christlicher Kultur und Ueberlieferung in Asien und Afrika durch den Islam schienen die Civilisation zu begraben; in Wirklichkeit aber waren sie nur

das reinigende Gewitter, das alte Spreu hinwegfegte, das Unkraut mit der Wurzel ausriß, und so den Acker der Menschheit für eine neue, alles Dagewesene übertreffende Ernte vorbereitete.

Die Rohmaterialien, die der Norden brachte, boten der Einführung christlicher Civilisation weniger Widerstand, als der verweidlichte Süden. Volk um Volk wurde dem Christenthume gewonnen, und am Weihnachtsfeste des Jahres 800 wurde der Schlußstein in dem Gebäude der Civilisation eingefügt durch die vom Papst Leo vollzogene Krönung Karls des Großen zum ersten römischen Kaiser deutscher Nation. Es war ein civilisatorisches Werk ersten Ranges.

Die geistliche Macht war gleichsam die Seele des Staatskörpers geworden, und ihren eigenen hohen Idealen entsprechend, idealisirte sie alle Verhältnisse. Kunst, Gewerbe, Handel, Jurisprudenz, Schule und Haus, alles arbeitete vereint dem einen Ziele zu—der Rehabilitirung des Menschen.

Adam vor dem Falle war der civilisirteste Mensch, der jemals lebte. Die Sünde öffnete den Riß nicht bloß zwischen Gott und Mensch, sondern auch zwischen Mensch und Mensch, und der Riß klaffte jelanqer, desto tiefer. In demselben Maße, in welchem der Mensch der Sünde anheim fiel, lähmten sich seine höheren Fähigkeiten und was ihm noch davon verblieb, folgte falscher Richtung. Deshalb sehen wir die Civilisation schneller und schneller schwinden. Daß Erinnerungen an bessere Zeiten im Gedächtnisse haften, daß einzelne Menschen sich vom Laster emanzipirten und in Folge dessen einen idealen Flug nahmen, daß sie hiedurch auf ihre Mitbürger, wenigstens einzelne, Eindruck machten, ändert an der Sachlage im großen Ganzen nichts.

Die Welt verlor allmählig ihre Civilisation. Das Judenthum erhielt sich und bildete die Brücke zurück über den Abgrund, das Christenthum begann den Aufstieg zu der Höhe, von der der Mensch gefallen war, und als nach Befehrung der heidnischen

Völker des Nordens Kirche und Staat sich die Hand reichen zu gemeinsamem Werke, da war ein Felsplateau gewonnen, ein neues Fundament gelegt, auf dem sich der Neubau durch und durch christlicher Civilisation erheben konnte. Denn die Civilisation ist nichts Anderes, als die stetig fortschreitende Entwicklung des Einzelnen in Allem, was der Menschheit ziemt.

Das Reich Karls des Großen wurde zum Mittelpunkt dieser Civilisation, die sich vom 11.—14. Jahrhundert auf ihrer höchsten Höhe befand. Das verläumdete Mittelalter, das dunkel genannt wird, ist die leuchtendste Epoche der Weltgeschichte. Es zeitigte die besten Charaktere, brachte die größten Theologen, Philosophen, Juristen, Künstler und Architekten hervor, es entwickelte das Familien-, Staats- und Kirchenleben zu voller Blüthe, und nur Dummheit oder Bosheit können versuchen, dieser Zeit den Siegeskranz zu entreißen. Nie zuvor, und nie nachher, hat sich die Welt auf dieser Höhe befunden. Wo gibt es heute z. B. einen Architekten, der den Plan zu einem Dome, wie der Kölner, entwerfen könnte, ohne auf das verhaßte Mittelalter für seine Ideale zurückzugreifen. Wo ist der Theolog, der die Werke eines hl. Thomas, Albertus Magnus, Bonaventura, Richard und Hugo von S. Victor entbehren könnte? Welcher heutige Philosoph kann sich mit Alanus messen? Welcher Handwerker der Neuzeit ist im Stande, die nicht nur soliden, sondern wahrhaft künstlerischen Gebilde jener Zeit zu liefern?

Es würde mich zu weit führen, wollte ich

die Frage untersuchen, warum diese Civilisation sich nicht auf ihrer Höhe erhalten und weitererschreiten konnte. Genüge es zu sagen, daß die Reformation oder Kirchenverböserung des 16. Jahrhunderts einen klaffen den Riß in das Gewebe brachte, von dem sich die Welt noch nicht erholt hat. Die Reformatoren selbst lebten lange genug, um die reifenden Früchte ihrer Wohlthätigkeit zu schauen. Ihre späteren Schriften sind voll der Klagen über zunehmende Verrohung, Unsitlichkeit, Unehrlichkeit, Unmäßigkeit, Unbolsamkeit u. s. w.—Aus den Früchten erkennen wir den Baum.

Man weiß in der Jetztzeit auf die erstaunlichen materiellen Fortschritte der Welt hin und sieht darin ein unumwiderlegliches Zeugniß fortschreitender Civilisation. Nur eine tiefe Ideenverwirrung kann so urtheilen. Materielles ist eine Beigabe, aber nicht die Hauptsache; denn der Mensch ist nicht allein und nicht hauptsächlich Materie.

Außerdem sind diese Fortschritte nur einigen wenigen Denkern zu verdanken, die große Masse ahmt nur nach und benützt Gebotenes. Wenn die Civilisation aber in der Nachahmung bestehen soll, dann zählen die Affen unter die Civilisirtesten. (Ich rede natürlich von den Bierhändlern, die in Nachahmungskunst ihre zweibeinigen Vetter bei Weitem übertreffen.)

Der Mensch selbst soll civilisirt werden, und er kann es nur, wenn ihm Ideale geboten werden, die ihn begeistern und zur Erreichung eines hohen Zieles anspornen.

Der Materialismus, Atheismus und Protestantismus haben keine Ideale; die Civilisirung der Welt ist ihnen deshalb unmöglich. Nur im Busen der katholischen Kirche kann es wahre Civilisation geben.



Gott hat ein heiliges Recht auf jeden Gedanken deines Geistes, jeden Pulsschlag deines Herzens, jede Bewegung deiner Hand, wie der Herr auf alle Arbeit seines Dieners, wie der Landmann auf alle Früchte seiner Flur, wie der Gärtner ein Recht hat

auf alle Blumen, die sein Garten trägt, von dem ersten Frühlingswehen bis zur letzten Herbstblüthe. Alles gehört Gott von dem ersten Aufblicke des Geistes und der Kindheit bis zum letzten Gedanken in der letzten Stunde des Lebens!

✻ ✻ ✻ **Editorielles.** ✻ ✻ ✻

Der Herder'schen Buchhandlung besten Dank für die freundliche Zustellung der November-Nummer von „Die katholischen Missionen.“

Wer möchte leben und sterben, ohne mit dem Skapulier der lieben Mutter Gottes bekleidet zu sein? Wer aber das Skapulier trägt, ist sicherlich auch ein Leser und Freund der „Rundschau vom Berge Karmel“. Dieselbe ist ja nur dem Ruhme Unserer Lieben Frau geweiht!

In dem rühmlichst bekannten Canisius College der Hochw. Jesuitenväter zu Buffalo fand zu Ehren der hl. Catharina, der Patronin der katholischen Philosophie am Vorabend ihres Festes ein Philosophen-Abend statt. Das Programm dürfte für unsere gelehrten Leser von Interesse sein. Es lautete:

Essay: Animal Instinct J. J. Robling

PROPOSITIONES ETHICÆ:

1. Sunt actiones per se et natura sua bonæ vel malæ.
2. Utilitarismus rejiciendus est.
3. Rationalismus moralis Kantearus rejiciendus est.
4. Norma proxima moralitatis est ratio humana, norma vero ultima ratio divina.
5. Est in Deo lex æterna et in homine lex naturalis tamquam illius participatio in rationali creatura.

*Detendet Antonius Welter.*

*Objicient Joannes Curtin et Guilelmus Brennan.*

Essay: Pneumatic Tubes as used in the Mail Service L. Highland.

Nach Schluß der Feier hielt Very Rev. J. Natcliff, S. J., der Rector der Anstalt, eine zündende Ansprache an die Studiosen, die er der würdigen Feier wegen pries und

aufforderte, unter dem Schutze der Heiligen emsig weiter zu schöpfen an dem reinen Borne aller ächten Wissenschaft, am heiligen Glauben, wie ihn die Kirche bewahrt und lehrt.

Gerade die vornehmsten und besten Kräfte unserer Literatur mühen sich eben ab, auch die Bühne wieder für das katholische Leben zurück zu gewinnen, sie wieder zu dem zu machen, was sie in guten alten Zeiten war und in der christlichen Kunst immer sein muß: eine Schule ächter Bildung, wahrer Tugend und christlicher Gesinnung. Wer ihren Niedergang und das Maß ihrer derzeitigen Versumpfung kennt, weiß, daß es hier heißt, einen Aquasfall zu reinigen, von dem ein Pesthauch sittlicher Fäulniß in die Gesellschaft ausgeht. Vieles zur Besserung der Schaubühne ist schon gethan worden, mehr muß noch geschehen, um das erwachende Gewissen des Volkes wieder zu stärken, den verdorbenen Geschmack der Welt wieder zu läutern.

Als neue, herrliche Blüthen der dramatischen Dichtkunst begrüßen wir eine Serie von Dramen, deren Verfasser Rev. Nic. Simeon, S. J., Professor am Canisius-College zu Buffalo, ist. Sie erschienen im Verlage der Bonifacius-Druckerei zu Paderborn.

Drei Nummern liegen uns bereits vor: „Gott schützt das Recht“, Schauspiel in fünf Akten, „Durch Nacht zum Licht“, Schauspiel in fünf Akten, und „Der Streik im Urwald“, Lustspiel in drei Akten.

Die Sprache ist einfach und edel; die Charaktere sind treu und wahr und prächtig gezeichnet, die Scenen sind reich und packend und von lebendiger Kraft durchglüht. Diese Novitäten empfehlen sich namentlich katholischen Jünglings- = Sodalkäten und Männer-Vereinen zur Aufführung und sind bestimmt, Darsteller und Zuhörer für das



Wahre, Schöne und Gute zu erwärmen und zu begeistern und die Wahrheit des Wortes zu demonstrieren: Was man selbst bildet, das bilbet.

Rev. Simeons Dichtungen reihen sich würdig den herrlichen Dramen seines Collegen Rev. H. Suggenberger, S. J., an, die leider noch der Publikation harren, obschon sie mit glänzendstem Erfolge schon über die Bretter gegangen sind, welche die Welt bedeuten. In genialer Kraft und blühender Sprache zaubert dieser die erschütterndsten Szenen und nicht aus Sage und Mythe, sondern aus dem lebendigen Borne der katholischen Geschichte und Gegenwart nimmt er mit Vorliebe seine Sujets. Hoffen wir, demnächst auch die Werke dieses Dichters in Buchform auf unserem Tische zu finden!

Schreibt uns da ein Hochwürdiger Ordensmann aus Pennsylvania: „Wenn die erste Nummer Ihrer neuen Monatschrift ein getreues Vorbild für alle späteren Nummern vorstellt, wie das sein soll, so dürfen sich die deutschen Katholiken Glück wünschen zu dem jüngsten Sprößling der Presse. Er trägt seinen Namen nicht nur mit Recht, sondern er macht demselben auch alle Ehre und so wird derselbe ihm auch zum Segen gereichen. Aber dieser Segen wird sich auch allen denen mittheilen, die sich die gediegenen Ansichten und Grundsätze zu Herzen nehmen und zu eigen machen, welche in der „Rundschau“ vertreten sind. Gebe Gott!, daß Ihre Monatschrift manch' sühnden Schund, manch' nutz- oder gar sittenloses Blatt und Buch aus unseren katholischen Familien verdränge!“ — Ja, das gebe Gott! Die Seelsorger wissen es ja wohl am besten, daß wir an wirklich guten und tüchtigen Blättern nichts weniger als Ueberfluß haben, daß es aber leider noch Tausende von katholischen Familien gibt, in denen man jeder anderen Schrift mehr Liebe und leider auch mehr Verständnis entgegenbringt, als den Organen der Kirche, welche der Wahrheit dienen und die Tugend lehren.

Nun ist aber allbekannt, daß in den lauen und selbst kalten Herzen von Aech- und Namens-Katholiken als letztes Fünkchen der religiösen Empfindung gewöhnlich noch eine schwache Verehrung und Liebe für die Mutter Gottes glimmt. Darum gerade möchten wir vornehmlich Alle, welche das Skapulier der Allerheiligsten Jungfrau tragen, ersuchen und bitten, zu helfen, daß namentlich solchen schwachen Kindern der Kirche diese Monatschrift „Unserer lieben Frau vom Berge Karmel“ zu Händen und zu Gesicht komme, daß namentlich in deutschen katholischen Familien, in denen das religiöse Leben einem verderblichen Siedthum verfallen ist, die „Rundschau“ Eingang finde. Wird erst die Liebe zu Maria in solchen Herzen und Kreisen wach, dann halten allmählig auch wieder die Engel der Gnade und der religiösen Erwachung in sie ihren Einzug. Dabei ist doch auch der Preis der „Rundschau“ so gering, daß sie der Arme sowohl wie der Reiche halten kann. Wo sie einmal Eingang gefunden hat, wird sie den Segen Mariens verbreiten und der wird schließlich Allen zum Heile gereichen, dem Einzelnen, wie der Familie, der Gemeinde, wie der Kirche!

**St. Cäcilia.**—Wie wunderbares weiß die Tradition von dem Leben dieser Heiligen zu erzählen. Die Geschichte wird von den Großen, den Gelehrten, die oft auch die Verkehrten sind, gemacht; die Legende ist das Krongul des Volkes. Sie ist ein Schatzkästlein, das gleich den Kleinodien einer Familie sich im Leben der Völker von Generation zu Generation vererbt. Eine der lieblichsten von allen Traditionen ist die, welche die Persönlichkeit und das Leben der hl. Patronin der christlichen Musik mit einer Dreiele umkleidet: Die Legende der heiligen Cäcilia! Alle Künste wetteiferten in ihrer Verherrlichung. In den Katakomben Roms wie im Boetenwinkel in der Westminster-Abtei schlaßen ihre Sänger. Wir erinnern nur an Dryden und an den titanenhaften G. F. Händel, dessen Name neben dem von Shakespeare glänzt.

Im November des Jahres 230 war es, daß die Heilige unter dem Beile des Heners ihr Leben ließ. In goldgesticktem Kleide, bedeckt mit einem seidenen Schleier, das blutgetränkte Linnen zu Füßen, wurde sie in einem Sarge von Cypressenholz in den Katakomben des Prätegtatus bestattet.

Sechs Jahrhunderte später wurde ihre Leiche mit großem Pompe nach Santa Cäcilia in Trastevere gebracht und da beigesetzt. Wieder vergingen acht Jahrhunderte: an der Reige des sechszehnten, 1599, erklang abermals ihr Name. Papst Clemens ließ die Märtyrerin in einen silbernen Schrein von tausend Pfund Gewicht legen und durch den Bildhauer Stefano Maderno ihr Bild schaffen.

In weißem Marmor liegt sie in der Nische unter dem Hochaltar, ein rührendes Bild weiblicher Anmuth, Ergebung und Heldegröße, die heilige Patronin der christlichen Musik, zart und hingeseußt wie zitternder Harfenton, unsaßbar wie ein Hauch.

„Was vergangen, kehrt nicht wieder,  
Aber, ging es leuchtend nieder,  
Leuchtet's lange noch zurück.“

Kein Jahrzehnt' verging von da ab, ohne daß in den Hauptcentren der modernen Welt, in London und Paris, große nationale und internationale Musikfeste stattfanden, welche zu Ehren der Heiligen benannt waren. Und so grünt ihr Ruhm heute noch nach mehr denn sechzehn Jahrhunderten in unvergänglicher Schöne und Frische, wie auch Tod und Versehrung den jungfräulichen Leib unberührt ließen; denn Unschuld und Herzenstreinheit seit den Menschen noch im Grabe und läßt die irdischen Leiber nimmer verweisen und vergeh'n.

In unserer Zeit, namentlich auch in unserem Lande, machen es sich die vielen Kirchen-Chöre, die sich der „cäcilianischen“ Musik rühmlich befleißigen, zur Ehre, das Fest ihrer Patronin durch brillante Concert-Aufführungen zu verherrlichen. Ein schöner und lobenswerther Gebrauch. Aber imposanter noch ließen sich diese Musikfeste in unseren Großstädten gestalten, wenn

sämmtliche Kirchen-Chöre zu einem Massen-Concerte sich einmal an dem Tage der Heiligen vereinigen wollten. Der kirchlichen Musik und dem katholischen Leben würde daraus nur Segen erwachsen. St. Cäcilien's Ruhm muß namentlich in katholischen Kirchen erhalten werden. Schon das Interesse der christlichen Kunst fordert dies! So wird im milden Glanze der Legende der im Herzen schlummernde und der Menschennatur so ureigene Gottesglauben wieder wach, die Seele hebt sich wieder dem Lichte der Gnade entgegen und lebendig wird's wieder in allen Fäserchen und Adern des Gemüthes, der Glauben an die Ideale der Menschheit ist gerettet und über dem umgestürzten Altare Apollons ragt das Kreuz, nicht bloß Symbol sondern auch Träger der Unsterblichkeit.

**Fr. Helles Epos „Jesus Messias“** (Verlag von Fr. W. Cordier, Heiligenstadt, Eichsfeld. 3 Bände. Broschirt 21 Mark, Prachtband 33 Mark.) hat in der gesammten Presse und von den gewichtigsten Litteraturkennern die größte Anerkennung erfahren. Neuerdings hat die Stimme des hochwürdigsten Herrn Kardinals und Fürstbischofs Dr. R o p p von Breslau dem Werke den Stempel der kirchlichen Approbation aufgedrückt. Wir lassen das Schriftstück hier folgen, in welchem der Kirchenfürst dem frommen Sinn des Sängers nicht nur die wärmste oberhirtliche Empfehlung mit auf den Weg gibt, sondern in welchem zugleich der feinsinnige Kunstkennner sich vernehmen läßt, um der Dichtung vom rein ästhetischen Standpunkt die vollste in treffender Kürze wohl begründete Würdigung angedeihen zu lassen. Das fürstbischöfliche Schreiben lautet wie folgt:

„Es ist an mich die Bitte gestellt worden, dem seit kurzem vollendeten christlichen Epos des Herrn Dr. Fr. W. Helle, „Jesus Messias“, einige Worte der Empfehlung mit auf den Weg zu geben. Gern erfülle

ich diesen Wunsch bei einem Werke, das der Empfehlung wahrhaft würdig ist.

In treuer Lebensarbeit hat der Verfasser sich bemüht, den höchsten Gegenstand menschlichen Erkennens und Betrachtens, die Geschichte der Erlösung, dichterisch zu verherrlichen. Wie einst der Sänger des Heliand und der Mönch von Weizenburg, legt er in den drei Theilen seines Werkes „Bethlehem und Nazareth“, „Jordan und Kedron“, „Golgotha und Delberg“ überall die Erzählung der Evangelien und die Lehre der Kirche zu Grunde und sichert so seiner Darstellung der Thatfachen und ihres Zusammenhanges die erhabene Wahrheit und die schlichte Großartigkeit, welche keine menschliche Erfindung geben kann. Die poetische Ausschmückung des Einzelnen stützt sich zu einem großen Theil auf bewährte Quellen, die Kirchenväter, Betrachtungen heiliger gottseliger Personen, auch auf fromme und erbauliche Legenden. Wo das Streben nach dichterischer Anschaulichkeit Veranlassung gibt, Schilderungen des jenseitigen himmlischen Reiches und der dämonischen Welt zu entwerfen, wird zuweilen feinsinnig die Grenze zwischen dem Zulässigen und dem Maßlosen gewahrt. Mit der Erzählung der Geschichte unserer Erlösung verbinden sich, meist den Engeln und den heiligen Personen in den Mund gelegt und vielfach an die heilige Schrift und die Gebete der Kirche sich ansehend, gehaltvolle Betrachtungen über die Bedeutung, die Erhabenheit und den Werth des Erlösungswerkes, die geeignet sind, im Gemüthe eine innige Liebe zum Erlöser zu erwecken und den Willen zur Tugend zu kehren. Erzählung und Betrachtung aber wirken um so ergreifender, da zugleich die dichterische Darstellung eine hohe Vollendung der Form aufweist. Die Sprache, bilderreich und doch klar liefsinnig und doch anschaulich, weiß, dem jedesmaligen Gegenstande entsprechend, alle Töne zu treffen; und wer in das antike Versmaß sich einmal eingelefen hat, wird bei der Leichtigkeit, mit der es gehandhabt ist, sich bald in demselben heimisch fühlen.

So nehme ich denn gern Veranlassung, das Werk des Herrn Dr. Helle auf das Beste zu empfehlen. Namentlich in der Advents- und Fastenzeit wird es in den Familien eine geeignete Lesung sein und auch sonst manche Stunde zu augenblicklicher Erhebung und zu bleibendem Nutzen ausfüllen.

Breslau, den 1. Oktober, 1897.

Der Fürstbischof. gez. G. Kard. Kopp.“



Ein rechtes Mutter-Gottes-Kind ist das vierjährige Söhnchen der Frau B. in B. Geboren am Tage Mariä Empfängniß, ist es von seiner frommen Mutter mit besonders zarter Frömmigkeit für die Allerheiligste Jungfrau erfüllt worden. Am ersten Sonntage im Oktober dieses Jahres durfte es mit zur St. Marienkirche gehen, um gelegentlich der Feier des 40stündigen Gebetes dem lieben Heilande im heiligsten Sakramente seine kindliche Huldigung darzubringen. Zu das Gebet der Gemeinde stimmte das Bürschchen wie ein Mann mit ein und als zum Schlusse der Andacht das herzige Lied „Jungfrau, wir dich grüßen“ angestimmt wurde, da sang auch der Kleine die ihm wolbekannte Weise mit.

Als der Gottesdienst zu Ende war, besuchte die Mutter eine kranke Freundin in der Nähe. Das Söhnchen unterhielt sich inzwischen mit einem Vetter auf der andern Seite der Straße. Als es später die Mutter zurückkommen sah, sprang es wohlgenuth über den Brodruß, um zu ihr zu gelangen. Im selben Augenblicke kam aber auch ein Gefährt in scharfem Rennen dahergejagt. Ein Entweichen war unmöglich. Das Pferd rannte den Knaben um, und, als der unbedachte Treiber, sehr erschreckt, es durch den Hügel zurückriß, kam es mit den Vorderfüßen über das Kind zu stehen. Dies Alles war das Werk eines Augenblicks. Alle Zuschauer schrien entsetzt auf und die arme Mutter wähnte ihren Liebling todt. Doch wer beschreibt das freudige Erstaunen, als sie im nächsten Momente den Kleinen unverehrt unter dem Pferde hervorkriechen sahen und wie er, aller ausgestandenen Gefahr unbewußt, in die Arme der Mutter flog, laut singend: Jungfrau, wir dich grüßen, o Maria hilf!

## Was soll aus dem projektirten Lehrstuhle für deutsche Sprache und Literatur in der katholischen Universität in Washington werden?

Von Rev. A. Seiler, D. D.



Das Schmerzenskind der katholischen Kirche Amerika's ist unstreitig die katholische Universität zu Washington. Sie ward vor der Zeit geboren und theilt das Schicksal aller Frühgeburten: sie kränkelt und scheidt dahin; sie ist zu gut zum Sterben und zu schlecht zum Leben: sie ist verkrüppelt an Leib und Seele. Andere Länder gehen an die Gründung von Universitäten erst nach langen Vorbereitungen und vielfährigen Sammlungen; man legt die gesammelten Gelder auf Zinsen und wartet mit dem Bau und der Gründung, bis ein hinreichendes Stiftungskapital vorhanden ist, um aus den Zinsen die Verwaltungskosten der Universität zu bestreiten.

Hier wäre diese weise Vorsicht um so mehr am Platze gewesen, je unsicherer alle vorhandenen kirchlichen Institute sind: alle schweben in der Luft, keines besitzt ein zureichendes Kapital, alle leben von Hand zu Mund. Das ist zu beklagen, kann aber nicht geändert werden. Denn Kirchen und Schulen und Waisenhäuser und Seminarien sind nothwendig zum Bestand der Kirche, und hätte die Kirche auf ein genügendes Stiftungskapital gewartet, so wäre sie zu Grunde gegangen. Anders verhält sich die Sache mit der Universität: diese ist nützlich, aber keineswegs nothwendig zum Bestande der Kirche, und darum hätte man mit deren Gründung warten sollen, bis ein hinreichendes Stiftungskapital vorhanden gewesen wäre. Wir haben wahrlich Collecten genug in unseren Kirchen: soll auch noch eine Universitäts-Collecte abgehalten werden? Auch der Clerus ist mehr als wünschenswerth in Anspruch genommen und zu so manigfachen Opfern verurtheilt, daß man

ihn mit den ewigen Bettelien zur Unterhaltung der Universität füglich verschonen dürfte.

Allein die katholische Universität ist nicht nur finanziell verkrüppelt, sondern auch wissenschaftlich. Sie hat es nach 10jährigem Bestand noch nicht über 35 Schüler gebracht, und um 35 an den Haaren herbeigezogene Schüler zu unterrichten operirt man mit einem Kapital von \$1,800,000! Nicht besser steht es mit dem Professoren-Kollegium, das man Anfangs aus aller Herren Länder zusammentrommelte, bis man der Ausländer überdrüssig ward und sie weniger höflich entfernte, als man sie eingeladen hatte. Ein Ruf zum Dociren an einer Universität gilt in der ganzen Welt als Ehrensache, und, wer dem Rufe folgt, ist berechtigt, anständig und höflich behandelt zu werden. Washington weicht in dieser Hinsicht von dem Gebrauche der ganzen Welt ab: es beruft Ausländer und vertreibt mit Knütteln und Steinen jene, die es gerufen. Wer wird künftig einem Rufe nach Washington noch folgen? Sicherlich Niemand, der nicht 7 Klaster tief unter der Mittelemäßigkeit steht.

Wo in aller Welt ist je ein Professor niederrächtiger behandelt worden, als Dr. Schröder? Und doch ist dieser Mann die bedeutendste wissenschaftliche Kraft der Universität, der bis jetzt allein die wissenschaftliche Ehre der Anstalt vor gänzlichem Bankerott rettete.

Andere Lehrkörper zeichnen sich durch regen Wettstreit in den Wissenschaften aus und bereichern die Welt mit den Produkten ihrer Schaffenskraft. Washington ist nach zehnjährigem Bestande völlig unfruchtbar; nicht ein wissenschaftliches Werk ist bis jetzt von

dort ausgegangen, nicht ein fruchtbarer Gedanke hat von dort die Welt erleuchtet.

Dagegen hat es die Welt mit Ekel erfüllt durch die nationalen Zänkereien seines Lehrkörpers, durch die hohlen Phrasen seiner Koriphäen, durch die Engherzigkeit seines Nationalismus, durch die Reichthigkeit seines Liberalismus.

Wir unterschreiben jedes Wort des Msgr. Jessing im Ohio Waisensfreund No. 1287. „Als vor etwa zehn Jahren die katholische Universität zu Washington begründet wurde, haben wir dieses Werk mit der größten Freude begrüßt; denn wir waren der Meinung, daß jene Hochschule wahrhaft katholisch sein würde und daß die leitenden Persönlichkeiten die Universität so gestalten würden, daß sie ein Tempel der Gelehrsamkeit, ein Hort der Wissenschaft, ein Leuchthurm der Wahrheit, eine feste Burg des katholischen Glaubens, ein Hammer gegen die Irrlehren, eine Schutzwaffe gegen alle Feinde der Religion, eine Pflegestätte des kirchlichen Sinnes, ein Sitz der höchsten Gelehrsamkeit in allen Fächern des göttlichen und menschlichen Wissens, ein Born, der seine Segnungen über alle ausgießen sollte, die nach wahrer Wissenschaft, die von der göttlichen Offenbarung erleuchtet ist, dürsten, mit der Zeit werden würde.“

Diese Erwartungen aber sind bis jetzt nicht erfüllt worden. Die Universität ist zwar vorhanden, aber statt die Wahrheit zu schützen, hat sie schon einige Male großes Mergerniß gegeben und dem Irrthum gedient. Das war zur Zeit, als die treu kirchlich gesinnten Katholiken dieses Landes gegen die Zerstörung der Pfarrschulen kämpfen mußten, die von den liberalen Katholiken versucht wurde. Wir deutschen Katholiken und die Jesuiten standen bei diesem Kampfe um die Pfarrschulen, der ein Kampf für die Religion war, in der vordersten Linie, und die Universität, welche damals für die Wahrheit und die Entscheidungen des heiligen Stuhles hätte eintreten müssen, that dieses nicht, sondern ein Mitglied derselben verteidigte durch eine Bro-

schüre den Angriff auf die Pfarrschulen. Es war ein bedauernswerthes Schauspiel, daß ein so jämmerliches Produkt, wie jene Broschüre, welche der Auslieferung katholischer Kinder an den religionslosen Staat das Wort redete, von der katholischen Universität ausgehen konnte. Wir wissen nicht, ob diese Broschüre auf den Index der verbotenen Bücher gekommen ist, oder nicht, aber das wissen wir, das weiß jetzt alle Welt, daß durch dieselbe eine Sache verteidigt wurde, die der heilige Stuhl vor Jahren schon verworfen hatte, die er damals auch verworf und die er neuerdings wiederum verworfen hat, nämlich die Erziehung katholischer Kinder in religionslosen Schulen.“

Was also hat die Universität bis jetzt geleistet? Sie ist ein vollständiges Fiiasco auf finanziellem, wissenschaftlichem und kirchlichem Gebiete, und in dieser dreifachen Hinsicht stände die katholische Kirche heute größer da, wäre die Universität in Washington gar nicht, oder zwei Jahre später gegründet worden.

Was soll auf dieser Universität ein Lehrstuhl für deutsche Sprache und Literatur nützen?

Die deutschen Lehrer sind vertrieben und wo sind die Schüler, deutsche Literatur mit Nutzen zu studieren?

Vor einigen Jahren hatten wir noch Hoffnung und Vertrauen auf die Anstalt, und glaubten in der Einfalt unseres Herzens, die Zukunft würde die Gebrechen der Vergangenheit heilen. Und weil eine wahre Universität an der deutschen Sprache und Literatur heute nicht mehr vorbei gehen kann, ohne sich ein Armuthszeugniß auszustellen, begrüßten wir mit Freuden die Idee zur Gründung eines deutschen Lehrstuhles. Heute möchten wir über die Pforten der Universität die Worte schreiben, die Dante über das Höllenthor schrieb: Laßt alle Hoffnung fahren! Deutsche Sprache, deutsche Wissenschaft, deutsche Literatur werden hier nicht gewürdigt werden.

Was aber soll mit den begonnenen

Sammlungen werden? Sollen sie ganz aufhören und die vorhandenen Summen an die Geber zurückbezahlt werden?

Einen sehr vernünftigen Vorschlag hat M<sup>rs</sup>. Jessing in oben citirtem Artikel des Ohio Waifenfreundes gemacht. Man fahre mit den Sammlungen ruhig fort und gründe einen Lehrstuhl für M<sup>rs</sup>. Schröder im Josephinum, einer Anstalt, die zwar noch klein und unscheinbar, jedenfalls aber kein Brutneß des Liberalismus ist und nie sein wird. Der Vorschlag hat zwei nicht zu unterschätzende Vortheile.

1. Hätte M<sup>rs</sup>. Schröder ein ausgiebiges Feld zur Entfaltung einer dankbaren Lehrthätigkeit, und der Kirche Amerikas wäre eine wissenschaftliche Kraft verwahrt, die wir nicht gerne missen möchten.

2. Die deutschen Katholiken dahier könnten auf keine andere Weise kräftiger protestieren gegen die unwürdige Behandlung ihres Landsmannes, als durch die Stiftung einer Lehrkanzel in einer anderen Anstalt.

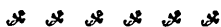
Die Sache ist durchaus nicht schwierig, wenn die Presse die Idee mit Lust und Freude aufgreift, und das katholische Volk sich dafür begeistert. Das war ja die Ursache, daß die Gaben zum deutschen Lehrstuhle in Washington so kärglich flossen: es fehlte an Vertrauen und das Mißtrauen war begründet.

Der Vorschlag ließe sich realisieren, ohne daß man an die Sparpfennige der Armen appellirt. Wenn die wohlhabenden Katholiken jeder deutschen Pfarrei zusammensehen und durchschnittlich nur \$10.00 bei-

steuern, so ist der Lehrstuhl begründet. Sollte das so schwer sein?

In Washington wirft man uns aus dem Hause: sollen wir so gutmüthig sein und unser Geld dorthin senden? In Columbus, Ohio, öffnet man uns höflich die Thüre und rüstet die Lehrkanzel für unseren um die deutsche Sache so verdienten Landsmann: sollen wir so kurzsichtig sein, und unsern Vortheil nicht wahren? Das Josephinum ist deutsch, und braucht keinen deutschen Lehrstuhl; denn alle Katheder dort sind deutsch. Ein Lehrstuhl aber für Dr. Schröder, ebenso gut dotirt wie der beste in Washington, gereichte der Anstalt zum Nutzen, Dr. Schröder und den deutschen Katholiken zur Ehre, der Kirche zum Segen für alle kommenden Geschlechter.

Vielleicht fragt Jemand: warum gerade im Josephinum; wäre die Stiftung einer Lehrkanzel in einem andern Seminar nicht eben so gut? Ohne Zweifel; allein kein anderes Seminar hat bis jetzt eine Offerte gemacht, wie das Josephinum, und kein anderes Seminar ist so international wie das Josephinum. Es gehört keiner Diöcese, steht direkt unter der Obhut des apostolischen Stuhles und ist nach seinem Stiftungsbrief verpflichtet, deutsche Priester auszubilden, so lange es noch deutsche Katholiken in diesem Lande geben wird. Es hat mehr dotirte Freistellen als Washington Schüler hat, und berechtigt daher zu einer sehr erprießlichen Lehrthätigkeit, sofern hier ein Lehrstuhl für M<sup>rs</sup>. Schröder fundirt wird.



Es sind nicht die tief-frommen sondern die kleinen und ängstlichen Seelen, die in jeder Heimsuchung und Prüfung den Himmel um ein Wunder bestürmen. Man bete weniger um Befreiung von Noth und Sorgen, als um Kraft im Tragen von Kreuz und Leid. Denn das Himmelreich leidet Gewalt und nur die, welche Gewalt brauchen, reißen es an sich.

Das Gebet ist Erguß des religiösen Lebens, und darum eine eminent sittliche That, die Vollendung aller Tugend, der kurze Ausdruck alles sittlichen Lebens. Wer wird so dumm sein, zu sagen, das Gebet sei Sache der Frauen allein?

—  
Selbstüberwindung ist ein sicherer Weg zur Heiligkeit.

## Die Lilie der Kirche.

Von der Ehrw. Schwester S., O. S. F., Indiana.

Ich kenne einen Garten  
D'rin tausend Blumen steh'n;  
Wo Paradiesesdüfte,  
Auf leichten Zephyren weh'n.

Da prangen schöne Rosen,  
In reich'rer Purpurgluth;  
Die Märtyrer des Glaubens,  
Getauft im eig'nen Blut.

Da blühen still die Veilchen  
Im schlichten Bußgewand;  
Die stillen Büßerseelen,  
Der Welt so unbekant.

Maiiglöckchen und Reseda  
Und zartes Sphœugrün,  
Sind junge Anschuldsblüthen,  
Die hier in Menge blüh'n

Und auch die edle Tulpe  
In manigfacher Pracht,  
Das Sinnbild frommer Väter,  
In diesem Garten lacht.

Am Wacheposten stehet  
Schwertlilie, kampfbereit,  
Vertheidiger der Wahrheit,  
Apostel aller Zeit

All' diese Blümlein schützet  
Ein dichter Dornenzaun;  
Geslochten aus Verfolgung,  
Gebet und Gottvertrau'n.

In diesem Dorngehege  
Vom Himmel nur geseh'n,  
Noch manche Kräutlein wachsen,  
Zum Heil der Menschenweh'n.

In dieses Gartens Mitte  
Von Himmelsduft umweht,  
In unverfälschtem Glanze,  
Die schlichte Lilie stehet.

Sie stehet zwar erhaben,  
Als Blumenkönigin,  
Doch neigt sie Aug' und Herze,  
Mild ihren Kindern hin.

Der Garten, den ich meine,  
Ist allen wohlbekant;  
Es ist die heil'ge Kirche,  
Gepflanzt von Gottes Hand.

Die Lilie, die in Mitte  
Des Gartens sich erhebt,  
Und einzig nur zum Himmel  
In grader Richtung strebt,

Das ist die „Unbefleckte“,  
Die Himmelskönigin,  
Die Jungfrau von der Gnaden,  
Des Heils Gehärerin.



Chemals hat man gefastet oder sich eine Entsaugung auferlegt, um dafür stille, aber reiche Almosen geben zu können. Jetzt breitet man den empörendsten Aufwand bei Armenbällen und Concerten für Verunglückte aus, die dem Glende wie zum Hohne mit einer Pracht begangen worden, daß es mitunter Noth thäte, die Armentasse zur Deckung der Schulden herbeizuziehen, mit denen diese rohste aller Lügen der Zeit nicht selten endigt.

Nicht Wunder machen vollkommen, sondern ernste, treue, beharrliche Pflege der kleinen Kraft.

Das macht ein Wort nicht zur Lüge, daß der, welcher es spricht, selber ein armer Sünder ist.

Den Stein zieht seine Schwere, das Herz zieht seine Liebe, sagt der hl. Augustinus, hin zu Gott.

## Dreißig Jahre verwaist.

Geschrieben für die „Mündschau“ von Rev. Justinus \*.

(Fortsetzung.)

### 2. Bis zur Verlobung.



Wie sehr sich Friedrich nach dem Tage gesehnt hatte, an dem er ein Mitglied der Kirche Christi werden sollte, so glücklich war er denn auch an diesem Tage. Die erste Beicht, der Empfang der hl. Communion und Firmung, all der Trost dieser hl. Stunden überwältigte ihn so mächtig, so nachhallig, daß er für einige Zeit all die Sorgen vollständig vergaß, welche die letzte Vergangenheit so zentnerschwer auf ihn geladen hatte. Noch lange nach seinem Conversionstage konnte er mit dem hl. Paulus ausrufen: „Ich bin gesättigt mit Trost und ließe über von Freude.“ Erst nach längerer Zeit, als der Kampf um's Dasein wieder näher und näher an ihn heranrückte, als zeitliche Noth ihn immer mehr erkennen ließ, daß aus dem Sohne reicher Eltern ein armer verlassener Student geworden, sollte er auf's Neue sich der Wahrheit bewußt werden, daß „alle, welche fromm leben wollen, Verfolgung erleiden werden.“

Doch verjagte dieses Bewußtsein seiner leiblichen Armuth ihn nicht in Verwirrung oder Traurigkeit. Er war ja innerlich reicher als je, und fühlte sich Gott so nahe, wie nie zuvor. Statt vergänglichlicher Reichthums hatte er „unvergänglichliche Schätze erworben, an denen nicht Noth noch Motten zehren,“ und statt des irdischen Vaters wollte nunmehr Gott in besonderer Weise sein Vater sein, zu dem er daher gerne mit großem Vertrauen betete: „Vater unser, der du bist in dem Himmel.“

Und Gott war ihm wirklich auch ein guter Vater. Friedrich hatte „zuerst das Reich Gottes gesucht und seine Gerechtigkeit“ und nun sorgte Gott dafür, daß ihm „alles Uebrige beigegeben werde.“ Freilich lebte

Friedrich für die ersten Jahre noch nicht im Ueberfluß; es wäre seiner Seele nicht zum Segen gewesen. Er mußte vielmehr aus Noth viele Schulden machen, ja es gab sogar Tage, an denen er darben mußte; allein am Nothwendigsten fehlte es ihm nie, und seine Studien brauchte er bis zu deren Abschluß um zeitlicher Noth willen nie zu unterbrechen.

Zudem fandte ihm Gott noch als besondere Wohlthat einige gute Rathgeber und Freunde zu, in deren Verkehr er geistig gesund blieb. Unter ihnen verdient zunächst Erwähnung jener Priester, der ihm vor der Conversion Instruktor war. Er mochte diesen Mann wann immer besuchen, stets fand er bei ihm eine freundliche Aufnahme und hilfsreiche Hand. Als derselbe im Jahre 1855 mit Tod abging, fühlte sich Friedrich auf's Neue verwaist, so lieb hatte er ihn gewonnen.

Nach dem Tode dieses Mannes wählte Friedrich sich zum Seelenführer den alten Jesuitenpater D., der vor Kurzem erst in Bonn angelandet war und der nun als Superior die dort errichtete Jesuiten-Residenz regierte. Zu ihm fand Friedrich alsbald einen wahrhaft väterlichen Freund und Rathgeber, der ihm im so besser rathen konnte, als er seine Erfahrungen nicht aus Büchern, sondern aus dem eigenen Leben nahm. Auch er hatte in seiner Jugend gleich Friedrich kämpfen müssen, hatte den Weg des Kreuzes wandeln, sich von Eltern, Geschwistern und seiner Heimath trennen müssen als die Wahl des Berufes an ihn herantrat. Ja, noch als junger Kaplan mußte er unter Mühen und Beschwerden, unter Hunger und Durst, unter Spott und Hohn, zu Fuß eine Pilgerreise zurücklegen von Düsseldorf bis Hildesheim einzig und allein, um dem Willen Gottes nachzukom-



men, der ihn nach Hildesheim in's Noviziat der Gesellschaft Jesu rief. Er wußte also Friedrichs Lage gar wohl zu würdigen.

Zudem stand ihm in der Seelsorge eine vielseitige weitgehende Erfahrung zur Seite, und vor allem nach jener Richtung hin, nach welcher er Friedrich zu leiten hatte. Jahre hindurch hatte er als Reichwater, als Rathgeber und Freund hochgeborenen, selbst fürstlichen Convertiten nahe gestanden, hatte als katholischer Pfarrer mitten unter Protestanten gewirkt, und war 20 Jahre lang unzähligen Convertiten Lehrer und Leiter gewesen. Ein solcher Mann war für Friedrich, wie von Gott gesandt. Was Wunder drum, wenn er ihm auch sein ganzes Vertrauen schenkte, ihm die innersten Anliegen seiner Seele vortrug, und nach dessen Rathschlägen sein ganzes Leben formte ?!

Aber auch unter den Studenten zählte er gute Freunde. Da war zunächst jener Dr. K. der ihn einst auf Luthers Tüchreden aufmerksam gemacht, und der nunmehr Mathematik und Geschichte studierte, eine etwas phlegmatisch angehauchte Natur, aber als Christ, als Katholik eifrig und rührig. Schon vor Friedrich war er katholisch geworden und führte zur Zeit nicht ferne von ihm ein frommes, fleißiges, erbauliches Leben. Er hatte nur eine Leidenschaft, über die er keine rechte Controlle erlangen konnte. Es war seine Vorliebe für Schriften und Bücher. Hinter ihnen konnte er sitzen, bis ihm der Bart lang wurde, konnte sich so sehr in dieselben verliehen, daß er darüber vergaß, ob er im alten oder neuen Bunde lebte und nur Kanonensprüche im Stande waren, ihn aus seinen Gedanken aufzuwecken. Doch hielt er trotz alledem an dem Grundsatz fest: „Ora et labora, Beten und arbeiten.“ Aber nicht nur in religiösen Dingen, nein, in allen Harpffragen, die an einen Studenten heranzutreten pflegen, stimmte er mit Friedrich vollständig überein. So gehörte auch er keiner Studentenverbindung an. Waren

ja doch in jener Zeit fast alle Studentencorporationen eines katholischen Charakters völlig baar, nicht wenige trieben Politik, und führten fast alle blutige Duelle, so daß man die meisten akademischen Verbindungen definieren konnte: politische, akatholische, Duellfreundliche Biervertilgungsgesellschaften.

Aus diesem Fernbleiben folgte aber nicht, daß Friedrich oder K. ihren akademischen Durst jedesmal an den Fluthen des Rheines gelöscht hätten. Sie waren keine Pharisäer, die da sagten: „Was in den Mund hineingeht, das ist es, was die Menschen besleckt,“ sie handelten vielmehr nach dem Grundsatz: „Einen Trunk in Ehren kann Niemand verwehren.“ Daß beide während ihrer akademischen Laufbahn niemals einen Rausch noch ein Rauschlein gehabt, bedarf wohl kaum der Erwähnung. Sie hatten überhaupt zu rohem Sianengenüß keine Aulage, ja selbst Vergnügungssucht lag ihnen fern. Ein Ausflugs in Gottes herrliche Natur, nach dem Siebengebirge, Drachfels, Rolandseck, ein Spaziergang mit geistreicher Unterhaltung, endlich ein Spiel in Schach oder Domino, das waren und blieben die gewöhnlichen Erholungen.

Außer K. fand aber Friedrich noch einen zweiten Freund. Es war des Doktors Hausgenosse, der Studiosus juris Miller. In seinen Ansichten, wie in seiner Gesinnung war derselbe den beiden Freunden nicht wenig ähnlich. Schon oft hatte er vordem mit K. verkehrt, hatte seinen Umgang stets lebenswürdig, interessant und bildend gefunden und stand schon im Begriffe, mit ihm in intimere Beziehungen zu treten, da lernte er durch den Doktor auch Friedrich kennen, und dieser gefiel ihm noch mehr. So konnte es denn nicht lange währen und Miller stellte den vernünftigen Antrag: „Ich sei, gewährt mir die Bille! in eurem Bunde der dritte.“

Wie enge und wie fest nun aber auch das Freundschaftsband war, das Miller mit seinen Freunden verband, in Charakter war er von Beiden doch sehr verschieden. Er

war eine wilde, heftige Natur, deren energischem Ungeftüm nur seine tiefe Religiofität die nöthige Schranke zog, die er aber mit Hilfe feiner Frömmigkeit auch wirklich fo gebändig hielt, daß er inmitten aller Gefahren eines fchwärmerifchen Studentenlebens feine reine Seele in Anfehuld bewahrte, ja mit Haß erfüllte gegen alles, was Sünde heißt. Lange und ernftlich hatte er einftens überlegt, ob er fich nicht dem Priesterftande widmen folle, hatte nach abgebrochenem Gymnafium in diefer Abficht sogar die „geiftlichen Übungen“ gemacht, und nur, weil er feinen Beruf zum geiftlichen Stand nicht hinreichend erkannte, zuletzt dem Studium des Rechts fich gewidmet. Die Pandekten konnten zwar feinen Geift zu einem hohen, erhabenen Flug nicht anregen, doch ergab er fich in fein Schickfal mit dem Trofte, es fei jenes Studium nach dem Willen Gottes. Miller hatte einen tiefen fittlichen Ernst, fein Wille einen beftändigen edlen Trieb und fein Geift nur hohe Ziele vor Augen. Nichtsdeftoweniger konnte er fehr heiter, fehr witzig fein und verfügte über eine folche Dofis von Sarkasmus, daß felbft feine Heiterkeit geiftreich erfhien. Sein Sarkasmus that übrigens niemandem wehe, ging auch nie aus einem Gefühl der Erbitterung hervor, es fei denn, daß jemand feine Religion angriff. Wer fo thöricht war folches zu thun, that es bei Miller nicht zum zweiten Male; er ward in einer Weiße abgefertigt, daß er eine zweite derartige Antwort nicht mehr wünfehle.

Zu der Gefellfchaft folcher Freunde verlebte alfo Friedrich den Reft feiner Studen- tenzeit. Bei ihnen fuchte er in der Arbeit Erholung, in Widerwärtigkeiten Troft, in Schwierigkeiten Aufklärung. Und was er fuchte, fand er bei ihnen jtetS.

Wahre Freundschaften, in der Jugend ge- fhloffen, währen bis in's Alter. Friedrich und feine Freunde beftätigten diefe Wahr- heit auf's Neue. Alle waren schon längft in Amt und Würde, waren örtlich weit von einander entfernt, und doch hatte weder Zeit noch Entfernung ihren Freundschafts- bind gelockert.

Ein kleine Aenderung in Friedrich's Le- bensweiße brachte das Referendarexamen, das er im Jahre 54 gegen Dftern beftand. Er erhielt nummehr Befchäftigung in der Stadt, die ihm zuweilen ein kleines Ver- dienft abwarf. Auch fand er unter den Be- amten und Bürgern der Stadt manchen gu- ten Freund, unter ihnen auch feinen zukünftigen Schwiegervater D. Doch er knüpfte mit ihnen keine engeren Beziehungen an und bechränkte felbft nützliche Befuche auf's Neuzerfte. So blieb ihm Zeit genug, fich auf fein zweites und letztes, auf das Affeffo- renexamen vorzubereiten, das er dann auch im Jahre 57 in Berlin mit Glanz beftand. Auf feiner Rückreiße fuchte er das Schloß feines Vaters noch einmal auf. Mehrere Briefe, die er in den letzten Jahren nach Hause gefandt, waren entweder ungeöffnet zurückgekommen, oder unbeantwortet ge- blieben. Was brieflich nicht gelang wollte er nun perfönlich verfuchen. Er kam nicht zum Ziel; man wies ihm die Thüre. Nur eines feiner Gefchwifter hatte Mitleid mit ihm. Er reifte traurig ab. In's Rhein- land zurückgekehrt, fand er fich nach einer Stellung um, und fand alsbald eine folche in einer größeren Stadt der Provinz.

Doch dem glücklichen Ereigniffe feiner An- ftellung war ein noch glücklicheres bereits vorausgegangen: feine Verlobung mit Frä. D.

### 3. Die Verlobung.

Verlobungen find eine fehr ernfte Sache, find Verbindungen, welche durch die Ehe noch fträrker geknüpft, für die Zeit des Le- bens währen, ja, fie find für den größten Theil der Menfchheit, für alle nämlich, welche zum Heirathen berufen find, das Unterpfand, die Quelle ihres künftigen Glückes oder Unglücks, die Grundlage, auf welcher ihr zeitliches Wohl oder Wehe fich aufbaut. Es heißt daher: Die Augen offen halten, bevor die Wahl getroffen wird.

„Der Wahn ift kurz, die Neu' ift lang.“

Trotz alledem gibt es unzählige Men- fchen, welche, bei jener wichtigen Wahl die

Augen der Vernunft geschlossen haltend, sich nur von Sinnlichkeit, Eitelkeit, blindem Leichsinne oder anderen ungezügellen Leidenschaften leiten lassen.

Zu diesen Thoren gehörte Friedrich nicht.

Er faßte die Verlobung auf als das, was sie in Wahrheit ist, als die ernste Vorbereitung auf den ernstesten Stand des irdischen Lebens. So hielt er die Augen offen, und weit davon entfernt, sich von einer blinden, sinnlichen Liebe leiten zu lassen, folgte er bei seiner Wahl vielmehr nur jenen Grundsätzen, welche nach dem Geiste der Kirche und der gesunden Vernunft ein erfahrener kluger Rathgeber, der alte Pater D., ihm eingab.

Nach solchen Grundsätzen handelnd, dachte er daher zunächst nicht eher an eine Verlobung, als bis gegründete Hoffnung auf eine kalbige Ehe vorhanden war. Langwährende Verlobungen hatte er Pater D. mehrmals sagen hören, haben oft rein und im Geiste angefangen und zuletzt nach 5, 6 Jahren unrein geendet, sie wurden in unzähligen Fällen in Folge ihrer langen Dauer zu einem „überlindchten Grab, das von außen rein und schmuck erscheint, im Innern aber voll ist von Moder und Gewürm.“

Ferner wollte er keine Verlobung eingehen mit einer Andersgläubigen, erstens weil die Kirche, der doch eine Erfahrung von fast 2,000 Jahren zur Seite steht, solche Ehen für nachtheilig hält und ihnen den Segen verweigert, zweitens weil da keine Harmonie sein kann wo man im Wichtigsten nicht übereinstimmt, nämlich in der Religion und weil endlich drittens eine echte katholische Kindererziehung in jener Familie nicht gedeiht, in welcher die Religion des Vaters verneint, woran die Religion der Mutter festhält.

Über nicht mit j e d e r Katholikin war er zufrieden. Er verlangte sie geziert zu sehen mit allen jenen Tugenden, welche Religion und Vernunft von einer guten Gattin und einer christlichen Mutter erwarten. Er verlangte daher vor allem wahre Frömmig-

keit, Arbeitsamkeit, Einfachheit und Bescheidenheit. So suchte er sich denn auch keine Frau in Clacerten, auf Bällen oder anderen Vergnügungsplätzen, er suchte sie vielmehr in ihrem Wirkungskreise, bei der Arbeit, in der Haushaltung und ähnlichen Gelegenheiten. So beobachtete er auch Frä. D. und weil er in ihr alle seine Bedingungen und Wünsche erfüllt sah, hielt er im Herbst 56 an um ihre Hand.

Doch auch während der Verlobungszeit war Friedrich vorsichtig und klug aus Liebe zur Keuschheit.

Die Jungfräulichkeit ist eine zarte Blume, gar leicht geknickt, wenn sich der Sturm der Leidenschaft erhebt. Willst du dich ihrer rühmen am Tage deiner Trauung, willst du mit Ehren deinen Brautschmuck, insbesondere deinen Brautkranz tragen, dann sei bei Zeiten klug und weise und meide während der Verlobung die Gefahr. Die größte Gefahr für Verlobte aber ist: mit einander zu verkehren ohne Gegenwart von Zeugen, sich in der Stille besuchen, ganz allein und überhaupt unter vier Augen ohne Aufsicht sein. Viele haben über derartige Grundsätze gelacht, haben, weil wohlherzogen und vielleicht gar fromm, ihre Anschuldigung geglaubt auch ohne diese Schranke und verkehrten mit einander ungeesehen und allein und doch! als nach solchem Verkehr sie endlich am Traualtare knieten, da war die Blume geknickt und der Kranz der Anschuldigung auf dem Haupte war zur Lüge geworden vor Gott und den Menschen.

Davon hatte Friedrich gehört und nie, von der ersten Stunde seiner Verlobung bis zur letzten nie, sah man ihn allein ohne Zeugen bei seiner Braut. Hatte er ihr etwas besonderes mitzutheilen, so machte er bei hellem Tage an ihrer Seite einen Spaziergang durch die Stadt. Sonst sah man ihn nie allein mit ihr, selbst nicht im Hause ihrer Eltern.

In dieser klugen, echt christlichen Weise verlebte er die Tage seiner Verlobungszeit, bis man im Juni 1857 zur Trauung christl. In Anschuldigung hatte er die ge ähr ch

ste Zeit verbracht und mit unschuldigem Herzen trat er jetzt zur Kirche.

#### 4. Hochzeitsglocken und Eheglück.

So hatte denn der Himmel seine helle Freude, als ein solches Brautpaar zum Altare schritt und war auf Erden wohl niemand froher, als dieses edle Brautpaar selbst; denn da eine unschuldig verlebte Zeit vor der Ehe das beste Interpfand für eine glückliche Zukunft ist, so durften sie sich viel von letzterer versprechen. Auch hatte die Verlobungszeit beiden gezeigt, daß sie in ihrer Wahl sich keineswegs getäuscht. Doch Friedrich hatte noch einen besonderen Grund sich heute zu freuen. Wie viele Verfolgung, wie viel Noth und Kreuz, wie viele Verachtung, ja Verstoßung hatte er erduldet bis auf diesen Tag. All dies sollte nun ein Ende nehmen. Eine Stütze und ein Trost, ja eine treue Gefährtin sollte ihm jetzt an die Seite gegeben werden für sein ganzes Leben. Als er daher an ihrer Seite vor dem Altare der Münchenerkirche kniete und der Herr Pfarrer ihn feierlich vor zwei Zeugen fragte: Herr von L., wollen Sie diese hier gegenwärtige Maria D. nach dem Gebrauche der hl. katholischen Kirche, unsrer Mutter, zu Ihrer rechtmäßigen Gattin nehmen“ da antwortete er von ganzem Herzen mit lauter Stimme: Ja, ich will.“ Ja, er war sogar tief ergötzt, als er nach dem Gebrauche der Kirche die Hand seiner Gattin haltend den folgenden Eid der Treue schwor: „Ich, Friedrich von L. nehme dich Maria D. mit zur ehelichen Gattin, und gelobe dir an, die eheliche Treue zu bewahren bis an mein letztes Ende. Ich gelobe dir an, dich nie zu verlassen, weder in Kreuz, noch in Krankheit, noch in irgend welcher Widerwärtigkeit. Dazu verhelfe mir Gott, die hl. Jungfrau Maria und alle lieben Heiligen. Amen.“

Es war also eine glückliche Stunde diese Vermählungsstunde in der Münchenerkirche. Was Wunder drum, wenn Beide nach Empfang der hl. Communion, die sie in der Brautmesse empfangen, noch längere Zeit in der Kirche verweilten, Gott von ganzem

Herzen für die empfangenen Wohlthaten zu danken, und ihn inständig baten, auch in Zukunft ihrer gnädig zu sein, damit der heutige Tag für sie der Anfang einer glücklichen Zukunft werde und die Quelle eines ungetrübten beständigen Friedens.

„Doch meine Gedanken,“ spricht der Herr, „sind nicht eure Gedanken,“ und meine Wege sind nicht eure Wege,“ und wo der Weg des Glückes nicht zum ewigen Frieden führt, da thut es weit öfter der Weg der Trübsal und des Kreuzes. So geschah es auch bei dem jungen Paare, das sich eben die Hand für's Leben gereicht und das nun von den schönsten Hoffnungen getragen in N. seinen häuslichen Herd aufschlug.

In dem ersten Jahre ihrer Ehe hielt das Glück des Trauungstages in wunderbarer Weise an. Kein Wölkchen trübte den klaren Himmel jener reinen edlen jungen Liebe. Kein hartes Wort, kein kalter Blick, kein langes Schweigen ward je in diesem Hause bemerkt.

Freilich war dies Familienglück an erster Stelle Gottes Segen zu verdanken, an zweiter Stelle aber war es das Verdienst der Eheleute selbst. Herr v. L. hatte sich nämlich gar wohl die goldenen Worte gemerkt, welche vor seiner Abreise nach N. der alte Vater D. ihm wiederum an's Herz gelegt: „Wollen Sie“ sprach er, „im Ehestande glücklich sein und auch in Kreuz und Leid stets glücklich bleiben, dann seien Sie 1. wie bisher ein frommer Katholik. Die katholische Religion hat Hülfe für Alles, Trost für jedes Kreuz, Heilmittel für jede Krankheit und Balsam für jegliche Wunde. 2. Ist ihre Frau fromm, so freuen sie sich und legen Sie ihrer Frömmigkeit nie ein Hinderniß in den Weg. Eine wahrhaft fromme katholische Frau ist das festeste Fundament für das Glück der Familie. Ihre eheliche Treue kommt nie ins Wanken, eher stirbt sie, als daß sie die Treue bricht. Eine solche Frau ist auch arbeitsam, zurückgezogen, den Kindern eine wahre Mutter und dem Gatten ein Schutzengel an der Seite. Eine solche Frau verzagt auch, im Unglück nicht. Sie

ist „jenes starke Weib“ der hl. Schrift; denn sie hat ihr Haus auf Gott gebaut. 3. Weiden Sie vor Allem im ersten Jahre jeglichen Streit. Geben Sie nach, auch wenn das Recht auf Ihrer Seite ist, alles, um des lieben Friedens willen. Befolgen Sie dabei die Mahnung des Apostels: „Der Eine trage des Andern Last“ d. h. der Eine des Andern Fehler. Und es wird ihnen leicht sein, solche Geduld zu üben, wenn Sie herzerzigen, wie wir alle fehlerhafte Menschen sind und trotz aller Frömmigkeit noch kleine Fehler an uns haften bleiben.“

Diese goldenen Lebensregeln hatte Herr v. L. sich gar wohl gemerkt, ja gewissenhaft niedergeschrieben und lebte darnach.

Er war als Ehemann zunächst ein guter Christ. Der Volkssatz: „Juristen—schlechte Christen“ fand keine Anwendung auf ihn. Er war im Gegentheil zu A. einer der eifrigsten Katholiken, der alle durch seine solide Frömmigkeit erbaute. Sodann war er soweit davon entfernt, der Frömmigkeit seiner Frau ein Hinderniß in den Weg zu legen, daß er vielmehr durch sein Beispiel sie von Jahr zu Jahr zu noch größerer Frömmigkeit ermunterte. Endlich vermied er nach Mahnung des Vaters besonders im ersten Jahre Alles, was auch nur ent-

fernt zu Differenzen hätte führen können. Freilich war dieses einer Frau v. L. gegenüber nicht allzuschwer. Sie stammte nicht aus dem Geschlechte der Kantippe und wenn auch in der Nähe des Drachensfels geboren, floß doch kein Drachenblut in ihren Adern. Sie war vielmehr eine echte Rheinländerin, und die Rheinländer sind wie ihr Wein: feurig und heiter, aber auch edel und gut. Kaum hatte sie die edle Gesinnung ihres Mannes erkannt, als sie ihm auch nicht mehr nachstand an Eifer, den Frieden des Hauses zu bewahren. In das Amt ihres Mannes mischte sie sich niemals ein, wie auch er nicht in das ihrige und wenn in anderen Dingen eine Meinungsverschiedenheit entstand, wußte sie sogleich mit ihrem Manne zu wetteifern, dem eigenen Urtheil und dem eigenen Willen zu entsagen. So ruhte denn in den ersten Jahren Gottes reichster Segen auf diesem glücklichen Paar. Ja, es wallte in ihrem trauten Heim zu A. eine solche Eintracht, ein so heiliger Friede, daß Herr v. L. nicht selten seinen Freunden oder unglücklichen Ehemännern Rechenenschaft geben mußte, wie er es anfangs, eine solche Harmonie zu ermöglichen.

(Fortsetzung folgt.)



Die Welt ist nicht so schlecht und hoffnungslos verkommen, wie unglückselige Geister der schonungslosen Verdammniß sie machen.

Was unsere Zeit kennzeichnet, das ist ein tiefes Mißbehagen mit den herrschenden Zuständen.

Die schönste und männlichste That ist: das offene und freie Bekenntniß unverses heiligen Glaubens.

o Herr und Gott, du Sonne klar,  
Wer deiner recht will nehmen wahr  
Im Lichte deiner Göttlichkeit,  
Der brauchst wohl große Lauterkeit.

Frieden mit uns halten und doch das Ziel erreichen wollen, das erlaubt uns der Zustand unserer verdorbenen Natur nicht.

Die Feder ist noch mächtiger, als das Schwert, aber die Welt wird doch nur durch die Liebe bezwungen.

Schon Aristoteles, der heidnische Weltweise, bezeichnet den Priesterstand als den ersten Stand im Staate. (Polit. II. 9.)

Was der Zeit am fremdsten klingt, das ist gerade zeitgemäß, und was der Welt unpassend scheint, ist regelmäßig das, was ihr am meisten noth thut.

## Das Herz Marias und der Rosenkranz.

Einem guten edlen Menschen kannst du das Herz nicht schwer abgewinnen; du brauchst ihm bloß recht ernstlich zu zeigen, du siehst von seiner Gutherzigkeit und von seinem Willen, zu helfen wo er kann, fest überzeugt, ein solcher Mensch müßte sich und seinem Herzen selber weh thun, wenn er da nicht helfen wollte, da er doch könnte.

Das ist aber von niemand wahrer als vom Herzen Gottes selber. Schon König David hat es erfahren. Weil sein Vertrauen und seine Hoffnung auf Gottes Güte kräftig war spricht er seiner Sache gewiß: „Auf dich, Herr, habe ich gehofft; ich werde nicht zu Schanden werden.“—Und er ist auch nicht zu Schanden geworden; denn Gott hat ihm auch entgegnet: „Er hat auf mich gehofft, und darum will ich ihn retten.“

Nächst Gott gilt das Gesagte vom Mutterherzen so nahe, geistesverwandt ist. Je kräftiger dein Vertrauen auf ihr mildes Herz ist, desto leichter gewinnst du es dir. Ihr edler Sinn brächte es nicht über sich, einen Menschen wegzuweifen, der vertrauensreich zu ihr seine Zuflucht nimmt. Freilich muß man die Art und Weise, wie sie unsere Sache bei Gott zurecht richten wird, ebenso vertrauensvoll ihr überlassen.

Da war im Jahr 1870 ein junger, braver Bauernbursch aus Bayern in den Krieg gegen Frankreich beordert. Außer den Waffen des Soldaten hatte er mit sich auch großes Vertrauen zur Gottesmutter genommen, und zum Zeichen dessen den Rosenkranz in seinen Tornister gepackt, um denselben in Zeiten besonderer Gefahr zu beten, und dadurch sich das Herz seiner himmlischen Mutter zu Schutz und Schirm geneigt zu machen. Und die gütige, milde, süße Jungfrau hat ihn dafür auch in ganz besonderer Weise beschützt. Der junge Soldat wird es vielleicht selber gar nicht wissen, wie das geschehen ist. Die Geschichte

erzählt nämlich nicht er, sondern derjenige, gegen den die Gottesmutter den bayerischen Soldaten in Schutz genommen hat; und das war ein französischer Soldat, welcher den bayerischen Soldaten hätte kriegsgemäß erschießen sollen.

Der Franzos erzählt also wörtlich wie folgt:

„Nach mehreren Schlachten wurde mein Bataillon nach Vitry geschickt. Wir errichteten dort eine Schanze und einige Verteidigungswerke. Aber die Wachsamkeit der deutschen Soldaten, unserer Feinde, beunruhigte unsere Arbeiter.

Der Feind hatte die besten preußischen und bayerischen Scharfschützen ausgewählt; sie schlichen, Mann für Mann in den Erdfurchen daher, verbargen sich hinter dem Gebüsch, gruben sich Löcher in den Boden und beobachteten von dort aus unsere Arbeiten und unsere Bewegungen. Sie schoßen sehr sicher und verschwanden sodann plötzlich.

Unser Kommandant wollte dieser Taktik eine gleiche gegenüber stellen. Er erließ einen Aufruf an alle diejenigen, die gute Schützen und bereit wären, ihre Leben einzusetzen. Ich wurde angenommen, und bekleidete eine Stelle unter diesen „Geopfertem.“

Wir sollen bis auf eine gewisse Entfernung heimlich hinkriechen, den Feind beobachten, ohne uns sehen zu lassen, und Feuer geben nur um zu töten, nicht um das Pulver zu verschießen. Dieser letzte Auftrag des Kommandanten zielte dahin dem Feinde das Schießen zu verleißen.

Kurz vor Tagesanbruch verbarg ich mich am Ufer eines Flusses, der fast ausgetrocknet war; ich schlich auf Händen und Füßen kriechend seinen Windungen nach, das Gewehr am Schulterriemen, ein Stück Biskuit in meinem Tornister. In meiner Leibbinde trug ich den Revolver und Feldstecher meines Lieutenants. Ein Gefäß voll Kaffee vollendete meinen Kriegsproviant.

Bei einem großen Baume, dessen Stamm von Gesträuch umgeben war, machte ich Halt, und wählte diesen Platz zu einer Beobachtungstation. Ich bohrte mit meinem Bajonette die Erde auf, bildete damit einen kleinen Wall, bedeckte ihn mit dürren Kräutern, und machte kleine Oeffnungen, um durch sie hindurch den Feind umgesehen zu beobachten.

Eine Stunde verstrich um die andere; schon fing ich an, an dem Erfolge meiner Aufgabe zu zweifeln, als ich plötzlich meinte, in einem Hohlwege hinter einem Baume hervor sich eine Hand ausstrecken und zurückziehen gesehen zu haben.

Und richtig; ich hatte mich nicht getäuscht. Der Feind war dort in meiner nächsten Nähe. Ich nahm den Feldstecher und sah nicht ohne Aufregung Kopf und Hände eines Mannes in solcher Nähe, daß ich unwillkürlich mich duckte. Der Mann sah mich nicht; denn er bohrte mit einem Stück Holz unbesorgt die Erde auf. Er lag auf dem Boden, hatte den Kopf auf die linke Hand gestützt, die Beine ausgestreckt, und schien in dieser Stellung die Rolle eines Spähers ganz vergessen zu haben. Leib und Kopf verschwanden für einige Sekunden, dann wurden sie wieder sichtbar. Es war ein bayerischer Soldat, ein noch junger Mann mit hartlosem Gesicht, blonden kurz geschorenen Haaren; unter seiner Uniform konnte man leicht einen jungen, honetten Bauernburschen erkennen, der ohne Zweifel eben an seine Heimath dachte. Es war mir wirklich unlieb, mich genöthigt zu sehen, ihn zu erschießen wie einen Hasen in seinem Lager.

Jedessen machte ich mich doch daran. Ich nahm mein Gewehr zur Hand, richtete mich aufs rechte Knie auf, legte den Schaß bereits an die Schulter, und wartete, bis sich mein Mann mir unverhüllt zeigen würde. Ich wollte ihn ins Herz treffen, um ihm jedes weitere Leid zu ersparen.

Ganz unbeweglich wartete ich so. Der Bayer streckte den Kopf vor, ließ sein Auge weit um sich herumschweifen ohne es auf dem

Platze ruhen zu lassen, wo ich verborgen war. Da er nichts bemerkt hatte, zog er einen kleinen Ledersack auf seine Knie und öffnete ihn. Er zog daraus mit der rechten etwas hervor, das ich nicht zu unterscheiden vermochte. Ich legte mein Gewehr zur Seite und nahm meinen Feldstecher zur Hand.

Der Bayer hielt einen Rosenkranz in seinen Fingern. Er erhob sich, um sich auf beide Knie niederzulassen, machte das Kreuzzeichen und stellte sich mir nun mit voller Brust entgegen.

Als Soldat griff ich wieder zum Gewehr und richtete es auf den Mann; ich sah ihn als Ziel meines Rohres; er kniete da unbeweglich, das Haupt ein wenig zur Seite geneigt, die Augen zum Himmel erhoben. Von seinen Lippen stieg ein Gebet auf, während die Körner des Rosenkranzes durch seine Finger glitten.

Was ging in diesem Augenblicke in mir vor? — Ich weiß es nicht. Mein christliches Gefühl regte sich in all seiner Kraft; ich glaubte zu sehen, wie Lichtstrahlen vom Himmel auf die Stirne des Mannes fielen, mir schien, als wäre er in Goldwolken des Himmels eingetaucht. Eine plötzliche Aufregung ergriff mein ganzes Sein; das Gewehr entsank meinen Händen. — —

Dieser Bayer ist wohl wahrscheinlich in sein Land zurückgekehrt, ohne zu wissen, daß das Rosenkranzgebet ihm das Leben bewahrt hat.

Ich zog mich zurück nachdem auch er sich entfernt hatte. Aber in diesem Augenblicke pflüßten zwei Kugeln an meinem Ohr vorbei. Rasch wendete ich mich zurück, konnte aber nicht sehen, woher sie kamen. Das Gebet des Mannes hat wohl auch mein bedrohtes Leben beschützt.“ —

Dieser Franzos wußte sich selber nicht zu sagen, was beim Anblicke des belenden Bayern in ihm vorgegangen. Und doch war es nicht schwer zu deuten. Es war ein merklicher Wink derjenigen, unter dessen schützende Hand sich der Belende gestellt hatte. So lohnte Maria das herzlichste Vertrauen.

## Vom Musikfakultisch.

### Neue kleine Oratorien und Kantaten.



In letzter Zeit mehrten sich im Lager der deutschen Cäcilianer Kompositionsversuche auf dem Gebiete des Oratoriums und der Kantate. Es ist diese neuetondichterische Bethätigung mit Freuden zu begrüßen, sowohl wegen der zu Tage geförderten Werke, als wegen der möglichen Folgen dieser Bethätigung. Dieselbe wird die strebsameren Komponisten veranlassen, auf dem Gebiete des Oratoriums und der besseren modernen Musik sich näher umzusehen. Es kann nun nicht fehlen, daß ein solches Studium sie auf die Errungenschaften der Tonkunst in neuerer Zeit aufmerksam mache und zur Lösung des Problems der Dienstbarmachung derselben für die kirchliche Komposition anrege. Bei der seit Dezennien gewonnenen Schulung im strengkirchlichen Geiste gegen weltliche Umwandlungen gefeit, dürfen sie kaum Gefahr laufen, zu den ägyptischen Fleischlöpfen unheiliger Musik zurückzukehren. So könnten sie einen unserem jetzigen künstlerischen Standpunkt und Empfinden entsprechenden Kirchenmusikstil anbahnen helfen.

Aus den im Schwann'schen Verlag in Düsseldorf erschienenen Werken erwählter Gattung wähle ich folgende zur Besprechung aus:

1. Paul Köhler. Op. 8.. Der heilige *Mosyus*. Kantate.

2. August Willberger. Op. 66. Der hl. *Bonifacius*. Oratorium. Beide für Soli, gem. Chor, Klavier- (oder Orchester-) Begleitung mit verbindendem Text und lebenden Bildern.

Ohne hervorragend Neues und Tiefes zu bieten, sind diese kleinen Oratorien gediegene und edel empfundene Werke, die klar auf ihr Ziel lossteuernd nicht verfehlen werden, erbauende Wirkung und musikalische

Befriedigung zu gewähren. Beide Werke sind für einigermaßen geübte Kräfte un schwerere Aufgaben und haben speziell für Kirchenchöre den Vortheil, daß sie von denselben weder in Bezug auf Technik noch auf Ausdrucksweise zu fern Liegendes fordern. Das erstgenannte Werk führt in drei Haupttheilen mittelst leichter Sologefänge und Chöre das liebliche Bild des heiligen Jugendpatrons in der Welt, im Orden und im Himmel vor Augen. Das 2. etwas größer angelegte und ein wenig höhere Anforderungen stellende Oratorium besingt namentlich in klar-charakterisirten Chören das Befehrwort und den Martertod des Apostels der Deutschen.

3. Paul Köhler. Op. 9. Jugendkranz um den heiligen *Mosyus*. Festspiel für 3- oder 4stimmigen Frauenchor. Sopran und Alt Soli mit Klavierbegleitung.

Der Komponist der unter 1) besprochenen Kantate wurde durch deren freundliche Aufnahme veranlaßt, ein ähnliches Werk für Frauenchor zu schaffen. Das ganze Opus ist einfach gedacht und bietet sowohl in den Singstimmen als in der etwas spröden Klavierbegleitung keine nennenswerthen Schwierigkeiten. Die melodische Erfindung in Chor- oder Sologefang zeitigt gerade keinen tropischen Blütenreichtum, ist aber nicht trivial. Die beste Nummer dürfte die vierte sein, in welcher der hl. *Mosyus* in rührend-einfacher Weise seine vermeintlichen Vergehen beweint und von einem Engel getröstet wird. Die zwischen den musikalischen Nummern eingeschalteten Deklamationen werden die Ermüdung verhüten, welche durch unmittelbare Aufeinanderfolge der zu gleichartigen Stücke sonst bewirkt würde.

4. August Willberger. Op. 69.

Die  
lie  
mi  
un  
B  
Wo  
mit  
Pa  
Mi  
den  
nie  
rb  
je  
ra  
N  
w  
tu  
de  
w  
g  
n  
~  
?  
C  
i



Die Flucht der heiligen Familie. Kantate für Soli und gemischten Chor mit Klavier- und Harmoniumbegleitung.

Besungen werden die Weisen aus dem Morgenlande, der Kindermord, die hl. Familie unter den Räubern, Ruhe unter den Palmen, Aufenthalt in Aegypten, Heimkehr. Mit Geschick hat der Komponist auf bescheidene Kräfte Rücksicht genommen. Es fehlt nicht an melodischer, harmonischer und rhythmischer Abwechslung. Der Sinn der frommen Dichtung ist musikalisch gut charakterisirt. Alles ist leicht singbar; einfache Nummern wechseln mit musikalisch entwickelteren, Solo mit Chor ab. Die Begleitung wird bald auf dem Klavier bald auf dem Harmonium ausgeführt; diese Instrumente treten nur in den sechs Schlussakten gemeinsam auf. Warum hat der Komponist, da er doch das Vorhandensein zweier Instrumente und Spieler fordert, sich den Vortheil der schönen Klangmischung im Ganzen entgehen lassen? Zwei Nummern sind aus fremder Feder; das liebliche Kind-Jesu-Lied von Karl Greith ist besonders willkommen. Bei guter musikalischer Ausführung, verbunden mit wohlgestellten lebenden Bildern und verständnißvollem Vortrag der die Gesänge vorbereitenden Gedichte wird dem Opus ein schöner Erfolg nicht ausbleiben.

5. Emil Nibel. Op. 40. Cäcilias Gebet. Kantate für Soli, achtstimmigen gemischten Chor und Klavier- oder Orchesterbegleitung.

Last, but not least kommt dieses Werk an die Reihe. Ich halte dasselbe für die musikalisch interessanteste und werthvollste der mir zur Besprechung vorliegenden Tondichtungen; denn sie hat viel Schwung, Wohlklang, rhythmische Prägnanz und harmonischen Reichthum; einige wagnerische Wendungen gereichen ihr nur zur Zierde.

Eine Marschartige Instrumentaleinleitung läßt auf den herannahenden Hoch-

zeitszug schließen; kräftig und festlich setzen im 31. Takt die Männerstimmen unisono um bald einen vierstimmigen Satz zu bilden; auch der Frauenchor nimmt die Freudenklänge auf, worauf ein Bass-Solo in ausdrucksvollem Recitativ der hl. Cäcilia beklemmende Angst vor den Hochzeitsfestlichkeiten schildert. Die Heilige tritt nun selbst mit einem in Wort und Ton edlen Gebete auf. Ein Sologesangsquartett und schließlich der Gesamtchor nehmen an dem Flehen theil. Dieses Gebet hätte ich lieber ausschließlich als Sologesang behandelt gesehen; sowohl die nur der Heiligen in den Mund gelegten Worte, als der Umstand, daß der übrigbleibende Text dem Chor noch vollauf Gelegenheit zur Entfaltung bot, ließen die gewünschten Behandlung als die geeignetere erscheinen. Ein wohlklingender Frauenchor stimmt nur ein Loblied auf die heilige Braut an; ein schwungvoller achtsimmiger Tuttisatz wiederholt und erweitert den Gedanken und geht schließlich in die Bitte über: „Hilf, daß nie mehr weltliche Klänge entweichen der heiligen Kirche Gesänge! Ja Keuschheit erhalte die Jünger dein, und keusch wird die heilige Tonkunst sein.“ Nach dem Klavierauszug zu urtheilen, schließt die Kantate mit einem 19 Takte langen a capella-Gesang. Der Grund, warum der Komponist nun plötzlich auf den Glanz und das Steigerungsvermögen des Orchesters verzichten zu sollen glaubt, mag in der Absicht liegen, einen durch obige Verse nahegelegten spezifisch kirchlicheren Eindruck zu erzielen; im Concertsaal, für welchen das Werk bestimmt ist, wird die Kantate dadurch an Wirkung einbüßen. Bei Ausführung mit Klavierbegleitung mag allerdings dieser Mangel weniger oder nicht empfunden werden. Vereinen, die über gute und zahlreiche Kräfte verfügen, sei Nibel's Tonschöpfung angelegentlich empfohlen.

Ludwig Bonvin, S. J.

Zeit wann sind gemischte Schulen und gemischte Chöre Heilanstalten der Kirche?

## Das Dogma der Unbefleckten Empfängniß.

Der 8. Dezember 1854.



aria ist ohne Sünde empfangen. Sie, die Lilie unter den Dornen, die immerdar die Freundschaft ihres Gottes besaß, sie ist uns ein Hoffungsstern. Eine wenigstens aus unserem Geschlechte hat das Auge gefunden, auf welcher es mit ungetrübtem Wohlgefallen ruhte. Eine hat aus diesem Jammerthale reine Hände zu dem Throne des Allmächtigen erhoben. Diese Eine, welche würdig befunden war, das Heil der Welt unter ihrem unbefleckten Herzen zu tragen, sie soll uns auch Vertrauen und Zuversicht gewähren. Sie wird uns bei ihrem göttlichen Sohne vertreten, wie Er unser Fürsprecher und Mittler bei seinem himmlischen Vater ist. Diese tröstliche Versicherung gibt uns die hl. Kirche. Von frühester Jugend an hat sie uns gelehrt, durch Jesum Christum unsern Herrn vor Gott hinzutreten, und durch ihn und in seinem Namen unsere Willen vorzutragen. Von frühester Jugend an zeigte sie uns auch, wie wir zu diesem göttlichen Mittler am sichersten durch Jene gelangen können, durch welche auch Er zu uns kommen wollte.

Und wie dankbar müssen wir nicht der hl. Kirche für diese Lehre sein. Der Sohn Gottes, der einzige Mittler zwischen Gott und den Menschen, der durch eignes Verdienst und durch sein Blut uns erkaufte, er ist zwar Mensch und uns ähnlich geworden; aber er blieb auch unendlicher Gott, die unendliche Heiligkeit und Gerechtigkeit selbst; er ist unser Erlöser, aber er ist auch unser Richter; müssen wir seiner Erbarmungen gedenken, so können wir doch auch seiner Gerichte nicht vergessen.—Maria, seine jungfräuliche Mutter, die er selbst sich erwählte, um durch sie uns ähnlich zu werden, und die er eben dadurch zwischen sich und uns

gestellt, Maria hat nur Menschliches an sich; sie hat auch nicht zu richten; nur Fürbitte einzulegen und den Richter zu besänftigen ist ihr mildes Amt. Und sie, die für uns wie für ihre Kinder steht, ist Mutter des Richters; sie, die für den Sünder Fürbitte einlegt, ist die Unschuld selbst. Braucht es mehr, um unsere verzagten Herzen zum Vertrauen zu erheben? O wie wohlthuend ist diese Lehre der Kirche für den, der es einseht, daß er der schuldige Sohn eines schuld beladenen Vaters ist!

Es hat darum auch nie eines Befehles bedurft, um uns die Verehrung und Anrufung Maria's zur Pflicht zu machen. Nie hat die vom hl. Geiste erleuchtete Kirche es für nöthig erachtet, ihre Drohungen gegen Jene auszusprechen, welche Maria nicht verehren würden. Sie hat sich begnügt, Jene zu verdammen, welche in ihrer Verblendung so weit gingen, daß sie behaupteten, die Verehrung oder Anrufung der Mutter des Allerhöchsten sei unnützlich oder unerlaubt. Sie hat Jene verdammt, welche es wagten, dieser hehren Himmelskönigin die Vorzüge abzuspochen, die Gott ihr zuerkannt und uns durch sein untrüglisches Wort kund gethan hatte. Ja das hat die hl. Kirche allzeit als ihre Pflicht betrachtet, die Ehre und die Würde dieser jungfräulichen Mutter des Erlösers vor jedem Lasterer zu schützen. Ihre Kinder aber wies sie nur auf diese erhabene Würde der Gottesmutter hin, und auf die vielen damit verbundenen Vorzüge, und überließ es dann ihrer durch den Glauben erleuchteten Vernunft und dem durch die Gnade geleiteten Herzen, den ferneren Schluß zu ziehen.

Daher gehört die Verehrung Mariens, wie ein geistreicher Schriftsteller bemerkt, zu jenen Gesetzen, von welchen Gott bereits durch den Mund des Propheten vorherge-

sagt hatte, daß er sie selbst nicht auf Tafeln von Stein sondern in die Herzen schreiben werde. Und in Wirklichkeit finden sich auch diese Gefühle der Andacht und Liebe zu Maria, dieses Vertrauen auf ihre Fürbitte und ihren Schutz, in größerem oder geringerem Grade von Frömmigkeit in dem Herzen eines jeden wahren Kindes der Kirche. Wir können uns selbst manchmal nicht Rechenenschaft davon geben und doch sind wir nicht im Stande uns derselben zu entschlagen, weil wir selbst sie in uns nicht erweckt haben; sondern dieselbe Gnade, die uns zu Kindern der Kirche gemacht, hat uns auch den Kinderfömmigkeit gegen Maria eingeblöht. Dieses ist so wahr, daß man ohne Andacht zu Maria weder einen wahren Katholiken, noch außer der katholischen Kirche die wahre Andacht zu Maria findet. Die Andacht zu Maria ist eines jener Kennzeichen, welche fast immer unzweideutig und mit Gewißheit den wahren Glauben anzeigen. Sie ist auch, wo sie wahr und innig ist, ein Beweis der Liebe zu Jesu und der Liebe Jesu zu uns. Denn wie Jo'annes, „der Jünger, den Jesus lieb hatte,“ es war, welcher unter dem Kreuze die überaus süßen Worte hörte: „Siehe da deine Mutter,“ so sind es auch jetzt noch die Lieblingssöhne Jesu, welchen er in besonderer Weise seine Mutter empfiehlt.

Was kann aber nun unsere Andacht, unsere Liebe und unser Vertrauen zu Maria mehr erhöhen als ihre unbefleckte Empfängniß, als ihre nie verlorene, nie getriebte Unschuld, und ist sie nicht das reinste, vollkommenste Bild menschlicher Unschuld. Alles ist Reinheit, Alles ist Gnade, Alles Heiligkeit in dieser unvergleichlichen Jungfrau und Mutter. „Ganz schön ist sie, diese Freundin ihres Gottes, ganz schön ist sie, und kein Makel ist an ihr.“ Wahrhaftig sie ist die „Gebenedeute unter den Weibern,“ und „selig müssen sie preisen alle Geschlechter.“ Aber auch sich dürfen selig preisen alle sündigen Kinder Evas; denn eine mächtige Fürsprecherin haben sie an dem Throne Gottes. Eine Fürsprecherin, der nicht bloß wegen

ihrer erhabenen Würde, sondern auch wegen ihrer Unschuld und Heiligkeit nichts kann verweigert werden. Sie ist die „bitende Allmacht“ sagen die hl. Väter, weil ihre Bitte bei Gott allmächtig ist. Und wie sollte auch der Zorn des ewigen Richters über den größten Sünder sich nicht besänftigen, wenn dieses unschuldigste und reinste Geschöpf für ihn seine Fürbitte einlegt.

Als vor nicht langer Zeit der Geist des Aufruhrs in die Völker gefahren, und wie der Sturm, der über das Meer hinbraut, fast überall die Menge aufgewühlt hatte, da schlugen die Wogen der Empörung auch an den Stuhl Petri, und der Stellvertreter Jesu Christi sah sich genöthigt, in einem fremden Lande vor seinen eigenen Unterthanen Schutz zu suchen. In diesem Lande der Verbannung, wie auf einer Insel im stürmenden Meere, erhob er seine Augen gegen Himmel und zu dem Meeresstern, der noch immer über dem Lenker des Schiffleins Petri als ein schützendes Gestirn gewacht hatte, und ihm empfahl er das Wohl der ihm anvertrauten Kirche. Wie seine Vorfahren in ähnlichen Drangsalen gelhan hatten, so nahm auch Pius IX. seine Zuflucht zu Maria, der mächtigen Himmelskönigin, der unüberwindlichen Helferin der Christen, und um sicherer ihren Schutz sich zu verdienen, beschloß er jenen hehren Vorzug ihrer unbefleckten Empfängniß, den die hl. Kirche schon so lange verehrte, noch einmal in reifliche Erwägung zu ziehen, und wenn es der Geist Gottes verlange als verpflichtende Glaubenslehre aufzustellen.

Am 2. Februar 1849 erließ er ein Schreiben an sämtliche Bischöfe der Christenheit, in welchem er sie, und durch sie alle Priester und Gläubigen aufforderte, mit ihm sich im Gebete zu vereinigen, um von Gott das nöthige Licht zu ersuchen, damit er erkenne, welche Entscheidung in dieser wichtigen Sache zu treffen sei. Zugleich verlangte er, daß alle Bischöfe ihm berichten, welches in Beziehung auf diesen Vorzug Mariens ihre eigene Meinung und der Glaube ihrer Herde sei.

Raum war dieser erste Schritt zur Verherrlichung Maria's gethan, als auch der Sturm sich zu legen begann. Ein Volk, welches bis dahin im eigenen Lande die Ruhe und Ordnung noch nicht herzustellen vermochte, war von der Vorsehung berufen, dieselbe in das Erbtheil Petri zurückzuführen. Der Vater der Christenheit war bald wieder in seinen eigenen Staaten und in der ewigen Stadt. Mit erneueter Eifer und mit dem Gefühle innigen Dankes ward die große Herzensangelegenheit fortgeführt. Von allen Ländern der Erde kamen die Nückschreiben der Bischöfe, welche einstimmig den Glauben der Hirten und Herden an die unbefleckte Empfängniß Maria's bezeugten. Nur darüber waren einige Bedenken, ob der gelegene Zeitpunkt zur abschließenden Entscheidung des allgemeinen Seglaubten angekommen sei; doch unterwarfen sich hierin alle unbedingt dem Urtheile des hl. Stuhles.

Nun versammelte der Hirt der Hirten noch einmal eine große Anzahl seiner Brüder im heiligen Aunte um sich, um zu den letzten Beratungen zu schreiten und festzusetzen, in welcher Weise die höchste Entscheidung des hl. Stuhles in dieser Glaubenssache gegeben werden solle. Nach allen Zeiten hin waren Einladungen ergangen, und aus allen Gegenden, selbst von den entferntesten Zonen der Erde kamen in solcher Anzahl die Bischöfe nach Rom, daß sowohl durch ihre Zahl als durch die Verschiedenartigkeit der Länder und Zungen sie eine wahrhaft katholische Versammlung bildete. Unter dem Voritze dreier Cardinäle wurden die Verhandlungen vorgenommen, an welchen über 150 Bischöfe Theil nahmen Alles ward geprüft, erwogen und bedacht. „Wir waren Zeugen,“ schreibt der Hochwürdigste Erzbischof von München-Freyburg, der selbst dieser Versammlung beiwohnte, „wir waren Zeugen von der kindlichen Andacht gegen die heiligste Gottesmutter, von der Einheit im Glauben, welche die Versammlung befeelte, von der gründlichen Wissenschaft, womit die schwierigsten theologischen

Fragen erörtert wurden, von der ehrerbietigen Freimüthigkeit, mit welcher die Berufenen sprachen, und von der Sorgfalt, mit welcher jede ihrer Bemerkungen aufgenommen und erörtert wurde.“ Nach vierläufigen Beratungen, welche im Ganzen zwanzig Stunden dauerten, war das Ende der letzten Sitzung herangenahet. „Eben schlug es zwölf Uhr, schreibt ebenfalls ein Augenzeuge, die ganze Versammlung fällt auf die Kniee, um den englischen Gruß zu beten. Dann kehrt jeder an seinen Platz zurück; und kaum sind noch einige Worte gesprochen, so erfolgt eine Acclamation für den heiligen Vater. Ein Ruf ewiger Anhänglichkeit an den heiligen Stuhl, den Sitz Petri, bricht aus allen Herzen hervor, erschallt und verbreitet sich in dem Saale: *Petre doce nos, confirma fratres tuos!* Petrus lehre uns, bestärke deine Brüder. Und die Belehrung, welche die Hirten begehren, ist die Definition der unbefleckten Empfängniß. Diese Worte durchschauerten die Seelen mit so unaussprechlicher Wirkung, daß sie gleichsam ein einziger stehender Ruf der Versammlung waren, ein Ruf, der so sichtbar von Herzen kam, so erhaben, daß man ihn gehört haben muß, um ihn zu begreifen; weder das schriftliche noch das mündliche Wort können davon einen Begriff geben.“

Es war diese Versammlung zwar kein Concilium; aber es war ein solches auch nicht erfordert. Durch die Antwort auf das Rundschreiben seiner Heiligkeit vom 2. Februar 1849 hatten sich die in der ganzen Welt zerstreuten Bischöfe, welche der Geist Gottes gesetzt hat, die Kirche zu lehren und zu regieren, genugsam ausgesprochen. Es blieb nur noch übrig, daß auch das Oberhaupt der Kirche, welches auch den Beschlüssen der Concilien durch seine Zustimmung ihre volle Kraft gibt, hier seinen Ausspruch that. Denn ihm, dem der Auftrag gegeben wurde, die Schafe wie die Lämmer zu weiden, liegt es ob, auch seine Brüder zu bestärken; und wie er der Fels ist, auf den Christus seine Kirche gegründet, so

ist er auch der höchste Richter in Sachen des Glaubens.

Alle Vorbereitungen zur endgültigen Entscheidung der Kirche waren nun getroffen, und diese erfolgte auch zur Freude der ganzen Christenheit am 8 December 1854, am Feste selbst der unbefleckten Empfängniß Mariä. Die Umstände dieses erhabenen Actes sind gar zu wichtig und lehrreich, als daß wir sie übergehen dürften. Auch hier werden wir dem Berichte von Augenzeugen folgen.

Das Fest wurde zwar in Rom gefeiert, aber es war ein großes Fest der ganzen katholischen Christenheit, die in der Person ihrer Bischöfe und zahlreichen Priester und Laien aus allen Völkern und Zonen sich um ihren gemeinsamen Vater versammelt hatten. Denn wie gesagt nicht bloß aus allen Ländern Europa's, sondern selbst aus den entferntesten Theilen der Erde waren Bischöfe auf den Ruf des heiligen Vaters nach Rom gekommen, aus Amerika, aus China, von den Inseln des stillen Oceans. Sie Alle mit sämmtlichen Cardinälen und Prälaten Roms hatten sich am Morgen des 8. Decembers in der siginischen Kapelle im Vatican um den heiligen Vater versammelt. Um halb neun Uhr stimmte man die Litanei von allen Heiligen an, und geleitet von allen geistlichen und weltlichen Würdenträgern Roms zogen sie, dieselbe absingend, über die Treppe Constantins des Großen herab, aus dem Vatican über den herrlichen Vorplatz zur Hauptkirche der Welt, der Basilika des heiligen Petrus—in Prozeßion ohne Gleichen: sechs Cardinal-Bischöfe, siebenunddreißig Cardinal-Priester, elf Cardinal-Diaconen, ein Patriarch des Orients, zweiundvierzig Erzbischöfe, hundert Bischöfe, alle in ihrem höchsten kirchlichen Schmuck, zuletzt der heilige Vater. Die unermessliche Volksmenge, die seit dem frühen Morgen die St. Peterkirche und ihre ganze Umgebung erfüllte, erblickte von frommer Ehrfurcht ergriffen diesen Zug und empfing den Segen des hl. Vaters, der bend, das Anklitz von Andacht und Freude

strahlend, daherschritt. In der Kirche angelangt, begab er sich zuerst mit seiner ehrwürdigen Begleitung zu der Kapelle, in welcher das allerheiligste Sacrament aufbewahrt wird, um vor Allem den darin gegenwärtigen Gott und Heiland anzubeten, auf den allein alle Ehren, die wir seiner gebenedeiten Mutter erweisen, sich zurückbeziehen. Nach verrichteter Anbetung schloß der heilige Vater die inzwischen abgesungene Allerheiligen-Litanei durch die üblichen Gebete, und dann setzte der Zug sich in Bewegung zum Hauptaltar, wo die Gebeine des hl. Petrus ruhen, der an diesem Tage ohne Zweifel mit allen heiligen Aposteln segnend auf seinen Nachfolger und die Nachfolger der hl. Apostel herab sah, die hier so zahlreich versammelt waren.

Der Papst setzte sich hierauf wieder auf seinen Thron, und sämmtliche Bischöfe, nachdem sie ihm als ihrem Haupt und dem lebendigen Grundstein, worauf Christus seine Kirche erbaut, die altherkömmliche Huldigung dargebracht, nahmen rings umher ihre Sitze ein. Nachdem die Terz gesungen, begann der heilige Vater die Feier des heiligen Opfers. Das Evangelium wurde sowohl in lateinischer als auch in griechischer Sprache gesungen. Und nun war der große, gnadenreiche Augenblick gekommen, den Gott bestimmt hatte.

Alle Augen wendeten sich auf den heiligen Vater; ein tiefes feierliches Schweigen herrschte durch die ganze unermessliche Versammlung; alle Herzen erhoben sich zum Himmel. Da traten fünf Abgeordnete der Cardinäle und Bischöfe, nämlich der Decan des Cardinalcollegiums, der Patriarch von Alexandrien, ein griechischer Erzbischof und ein lateinischer Erzbischof und Bischof vor den heiligen Vater, um im Namen der ganzen Christenheit ihn zu bitten, den frommen Glauben an die unbefleckte Empfängniß Mariä als Glaubenspflicht auszusprechen. Der Stellvertreter Christi nimmt mit Freude diese dem innigsten Wunsche seines eigenen Herzens so entsprechende Bitte auf, und erklärt, zuvor noch einmal den Beistand

des heiligen Geistes anrufen zu wollen. Auf seinem Throne fällt er auf die Kniee und Alle, so viele ihrer die Peterskirche umschließt, mit ihm; und wie er das *Veni Creator Spiritus* (Komm heiliger Geist) anstimmt, fallen nicht bloß alle Bischöfe und Priester sondern alle die Tausende des Volkes mit ein. Die ganze Kirche liegt auf den Knien und ein allgewaltiges Gebet steigt zu Gott empor. Dann erhebt sich der Stellvertreter Christi, und stehend auf seinem Throne als oberster Lehrer der Kirche, als Verkünder und Ausleger der katholischen Ueberlieferung, des heiligen katholischen Glaubens, in Gegenwart der ganzen Kirche, die hier in ihren Vertretern sichtbar versammelt ist, in Gegenwart von zweihundert Bischöfen, dreihundert anderen Prälaten Tausenden von Priestern und Mönchen aus allen Orden und mindestens fünfzig tausend Gläubigen aus allen Ländern der Erde verkündet er: „daß es Glaubenssatz sei, die allerjüngste Jungfrau Maria sei im ersten Augenblicke ihrer Empfängniß, durch einen besonderen Vorzug und eine besondere Gnade Gottes, in Kraft der Verdienste Jesu Christi, des Erlösers des Menschengeschlechtes von jeder Makel der Erbsünde unbesleckt bewahrt worden“. Eine unaussprechliche Rührung und Freude bemächtigte sich der Herzen Aller. Nachdem der heilige Vater das heilige Opfer dann vollendet, stimmte er das *Te Deum* an, und, wie am Anfang das *Veni Creator*, wurde es gemeinschaftlich von Allen mit hoher, heiliger Begeisterung gesungen.

Zum sichtbaren und bleibenden Sinnbild und Andenken jener Verherrlichung, womit soeben die heilige katholische Kirche ihre große und gebenedeite Mutter und Beschützerin gekrönt, nahm nun der heilige Vater noch eine höchst sinnvolle und rührende Feierlichkeit vor. Er begab sich in Prozeßion zur Kapelle Sixtus IV. und hier setzte er dem daselbst befindlichen hochverehrten Bilde der allerjüngsten Jungfrau eine kostbare Krone aus Gold und Edelsteinen auf, während nicht bloß die Menschen auf Erden

sondern ohne Zweifel auch die Engel im Himmel ihrer glorreichen Königin neue Loblieder sangen.

Indeß Solches in der Peterskirche sich zutrug, hatte der Donner der Geschütze von der Engelsburg und das Geläute aller Glocken Roms die frohe Botschaft allen seinen Bewohnern verkündigt, die zum großen Theile in den übrigen Kirchen versammelt dieses Augenblickes harrten, theils beschäftigt waren mit den Zurüstungen zu den Festlichkeiten, und Alle wurden mit derselben: unaussprechlichen Freude und Rührung erfüllt. Die Liebe und die Verehrung zur heiligen Mutter Gottes machte Alle so glücklich, als ob ihnen persönlich das größte Glück widerfahren wäre. Am Abende dieses Tages, der wie der schönste Frühlingstag gewesen, war ganz Rom von der Kuppel der St. Peterskirche bis zur letzten, ärmsten Hütte erleuchtet, wie man nie etwas Aehnliches gesehen, in Einen großen Tempel verwandelt. Alle Stände und Alter konnten sich nicht genugthun, um ihre Freude und ihre Andacht auszudrücken. Wie ganz anders war jetzt Rom, als vor einigen Jahren, wo der heilige Vater gesüchlet war aus der Mitte seiner Kinder, und der Gräuel der Verwüstung stand an heiliger Stätte. Heute erschien Rom wieder als die gläubige, die fromme, die heilige Stadt, das Jerusalem des neuen Bundes. Der Strom der Freude und der Gnade, der an diesem Tage in Rom am Grabe des Apostels sprang, entsprang, ergoß sich bald nach alle vier Himmelsgegenden, von Land zu Land, von Welttheil zu Welttheil und wird sich ergießen bis an die Grenzen der Erde. In die schönsten Zeiten des Christenthums wurde man erinnert durch das, was man in diesen Tagen in vielen großen und kleinen Städten, wie auf dem Lande sah. Eine unwiderstehliche Begeisterung des Glaubens und der Liebe, die selbst Laue und Kalte mit fortriß, hatte sich Aller bemächtigt. Die Kirchen saßen an vielen Orten die Schaaren nicht, die sich zu ihnen drängten, nicht um neugierig zu schauen, sondern um zu

belen und Gott zu danken. Ja man konnte seine Andacht und Freude nicht in die Räume der Kirchen verschließen; überall bewegten sich unabsehbare Prozessionen durch Städte und Flecken.

Wie Rom waren nicht nur große Städte, sondern auch kleinere Orte prächtig beleuchtet und strahlten bis in die entlegensten Straßen in Schmuck und Licht. Ueberall las man Ausdrücke der Verehrung gegen „Maria ohne Sünde empfangen“ und der Anhänglichkeit an die heilige katholische Kirche.—

Und was müssen wir nun diesem Allem entnehmen? Vorerst sehen wir, wie die hl. Kirche den erhabenen Zweck ihrer Stiftung, die Ehre Gottes und das Heil der Seelen allzeit vor Augen hat, und wie sie demselben, unbeirrt durch die herrschenden Urtheile und Neigungen der Menschen, uner-

müdet zustrebt. Wir sehen dann auch, welche innige Bande sie mit ihrem göttlichen Stifter vereinigen, und wie sie vollkommen dem Bilde entspricht, das Schrift und Väter von ihr entworfen haben.

O Eine, heilige, katholische und apostolische Kirche! wer kann dich betrachten und dich nicht lieben, deine Stimme hören und dir nicht folgen, deine Liebe erfahren und dir nicht danken, dir angehören und sich dessen nicht rühmen, sich dessen nicht freuen? Nur Unwissenheit kann dich verkennen, nur Bosheit dich lästern. Allein das Licht der Wahrheit, das du strahlst, wird jene verschrecken, und die Fülle der Wohlthaten, die du spendest, wird diese besiegen. O möchte doch der Tag nicht fern mehr sein, an welchem Alle, Ein Hirte und Eine Heerde, durch Einen Glauben dem Einen Gott gefallen!—

*Das Agyptolot* —

\* \* \* \* \*

Aus den glorreichen Tagen der französischen Armee schreibt die Pariser Zeitung Nord zur Zeit des Krieges in Italien:

„Im Anfange der vorigen Woche hatten einige Damen von hohem und höchsten Range die Erlaubniß erhalten, sich an jeden ankommenden Bahnzug begeben zu dürfen.

Sobald das Signal der Locomotive sich vernehmen ließ, eilten sie herbei, und der Zug hatte kaum gehalten, als man schon diese Frauen von Wagen zu Wagen, von Coupe zu Coupe eilen und Medaillen und Skapuliere vertheilen sah. Alle Soldaten, Infanteristen, Lanciers, Artilleristen, Zaven nahmen mit Dank diese frommen Geschenke an, und ohne Scheu öffneten sie ihre Uniformen, um sich sogleich mit dem Dienstzeichen der seligsten Jungfrau zu bekleiden. In drei Tagen waren fünftausend Skapuliere und dreitausend Medaillen nach Italien gewandert.

Am Samstag jedoch sollten die Geberinnen ihre Vorräthe unzureichend finden. Gegenüber einem zahlreich besetzten Zuge fehlten die Medaillen, und die Frauen

sahen sich zu ihrem großen Bedauern außer Stande dem Verlangen so vieler Tapfern zu entsprechen, welche ihnen von allen Seiten die Hände entgegen hielten. Unter allen zeichnete sich ein Artillerieoffizier durch die Zuständigkeit seines Andringens aus.

Was war zu thun? Der Zug sollte bald abgehen und es war also nicht mehr möglich aus der Stadt die noch nöthigen Medaillen und Skapuliere herbeizubringen. Da nahm die Gräfin \* \* \* ihre große silberne Medaille der Marien-Kinder welche sie an einer goldenen Kette am Halse trug, und reichte sie dem Kommandanten der sie sein Leben lang aufzubewahren gelobte.

Im Jahre 1870 herrschte in der französischen Armee und namentlich in den Officierskreisen derselben vielfach ein anderer Geist. Aber die Siege waren denn auch darnach!

Die Menschen wollen nicht mehr leiden um Christi willen, weil ihre Kreuzesliebe so lau geworden ist.

Derjenige Mensch, der Gott betrügen will, betrügt sich am Ende immer selbst.

## Das Wunder der Charitas.

Sei gesegnet das Haus und gesegnet  
die Flur,  
Da ein Herz einjt das Wunder der  
Liebe erjühr;  
Die Lieb' ist der Strahl, der aus Eben  
und blieb,  
Da der Engel des Schwertes den Ahn-  
herren vertrieb.



Es gibt eine Liebe, die heiliger ist,  
als diejenige, von welcher der  
Dichter hier singt. Es ist die  
Nächstenliebe, die christliche

Barmherzigkeit, die Charitas. Das von der göttlichen Gnade erleuchtete und erwärmte Menschenherz wirkt dieses Wunder, das den Leib über die Natur erhebt, die Selbstaufopferung lehrt und den Sterblichen zum Engel im Fleische macht. Dieses Wunder ist eine der herrlichsten, edelsten Blüten im Garten der Kirche und eines ihrer erhabensten Merkmale. Das Leben der Heiligen, die es geübt und glorreich vor aller Welt offenbart haben, bedarf keiner besonderen Lobpreisung, es ist in sich selbst ein Hymnus der Liebe Gottes, die im Menschenleben triumphirt. Wir begegnen dem Wunder der Charitas, wie in den ersten Jahrhunderten des christlichen Lebens, so im Mittelalter, so in unseren Tagen! Zu unserer eigenen Erbauung und Nachahmung hier einige Beispiele, die namentlich in den Tagen der Kälte und der Noth an jedes fühlende Herz pochen:

Wie eine Lichtgestalt tritt uns im Mittelalter unter unzähligen anderen Engeln der Liebe auch die h. L. M a r g a r e t h a von Schottland entgegen. Ihre Liebe zu den Armen war unbeschreiblich. Wenn sie öffentlich erjdien, war sie sogleich von einer Schaar Wittwen, Waisen und Hülfbedürftiger jeder Art umgeben, die alle zu ihr als ihrer Mutter eilten; kehrte sie in ihren Palast zurück, so war auch dieser mit Armen angefüllt; sie wusch ihnen die Füße und stellte ihnen mit eigenen Händen die Speisen vor. Ehe sie sich an den Tisch setzte, ipreiste sie neun

Waisen und achtzig Arme. Außerdem aber, besonders in der Advent- und Fastenzeit, ließ sie und ihr königlicher Gemahl Malcolm oft an dreihundert Arme kommen, denen sie die Speisen knieend austheilten: der König bediente die Männer, Margaretha die Frauen. Nie schied ein Hülfsuchender ohne Trost und Unterstützung von ihr; wenn sie alles erschöpft hatte, gab sie auch das für ihre eigenen Bedürfnisse bestimmte Geld noch weg. Mit derselben Liebe und Demuth besuchte und bediente sie die Kranken in den Spitälern und nahm zu diesen Werken der Barmherzigkeit wie zu den Religionsübungen auch die Prizeßinnen mit sich, damit sie von Jugend auf das Erbarmen lernten. Ebenso wendete sie ihre Spenden unglücklichen Schuldnern und verarmten Familien zu. Auch für auswärtige Arme stiftete sie Spitäler und kaufte andere Fremde, besonders viele Engländer aus der Gefangenschaft und Sklaverei los. Sie betrachtete sich zudem als die Mutter ihres ganzen Landes. Ihre erste Sorge ging auf die Blüthe der Religion und der Sittlichkeit: sie unterstützte die geistliche und weltliche Obrigkeit in der Abstellung von Mißbräuchen, sowie in Beseitigung der Unwissenheit, die unter einem großen Theile der Schotten herrschte und gewährte aus eben diesem Grunde den Künsten und Wissenschaften kräftigen Schutz. Durch ihren großen Einfluß, der auch den König selbst heiligte und zu einem musterhaften Regenten machte, war sie der Pfeiler der öffentlichen Wohlfahrt und die Freude des ganzen Reiches.

Das sind gewiß herrliche Früchte der christlichen Liebe; aber man könnte ja geneigt sein, sie dem Geiste der mittelalterlichen Zeit oder überhaupt der guten natürlichen Gemüthsart zuzuschreiben. Der Geist jener Zeit, sofern er ein wohlthätiger war, ging eben aus dem Christenthum hervor, denn früher hatte er nicht bestanden. Das natürliche Wohlwollen aber, dem wir bisweilen



allerdings auch im Heidenthum begegnen, hat weder die Kraft noch den Umfang der christlichen Charitas. Es gibt in der letzten etwas, das ihr ganz eigenthümlich ist und in dieser Eigenthümlichkeit nur in der Kirche Jesu Christi auftritt: es ist der Umstand, daß sie den Menschen über die Natur erhebt.

Wer erinnert sich nicht jener königlichen Gelbin gegenüber an eine andere jugendliche Liebhaberin aller Armen und Leidenden? Man hat die Liebe dieser Letzteren durch Rosen verjümbildet, welche sie auf ihren Bildnissen im aufgeschürzten Reide trägt und welche an das liebliche Rosenwunder erinnern, das sich im Andenken des Volkes unzertrennlich an den Namen Elisabeth knüpft. Die Barmherzigkeit war mit dieser Königsstochter von Ungarn aufgewachsen und begleitete sie bis zum Grabe. Als Landgräfin von Thüringen und Hessen spannt sie auf der Wartburg mit ihren Hofdamen Wolle und machte Kleider für die Armen daraus; oft gab sie diesen sogar ihre eigenen Kleider. Ueber rauhe, steile Pfade stieg sie zur Stadt Eisenach und zu den Hütten der benachbarten Thäler hinab, mit Lebensmitteln und anderen Spenden beladen. Besonders liebevoll nahm sie sich dürftiger Wöchnerinnen an und besuchte sie wie ein tröstender Engel möglichst oft; neugeborene Kindlein nahm sie auf die Arme als wären es ihre eigenen Kinder und versah sie mit der nöthigen Bekleidung, die sie selbst angefertigt. Ebenso hüllte sie die Leichen verstorbenen Armen mit eigenen Händen ein, wachte, wenn es ihr möglich war, die ganze Nacht hindurch bei dem Leichnam und begleitete dann andächtig betend die Leiche zum Grabe. Einmal war sie in fürstlichem Anzuge zur Stadt Eisenach hinausgegangen und wurde sofort von einer Schaar Armer umringt, denen sie alles austheilte, was sie hatte; da kam noch einer hinzu, der sie mit kläglichem Stimmchen um eine Gabe ansah; sofort nahm sie einen ihrer reich gestickten und mit Edelsteinen besetzten Handschuhe und gab ihn ihm. Bei einer großen Hun-

gersnoth in Thüringen speiste sie täglich neunhundert Nothleidende und ließ zugleich alle landgräflichen Borrathskammern öffnen, um das Land mit Getreide zu versehen. In ihrer letzten Lebensperiode in Marburg vertheilte sie ihre ganze Heirathsgabe, an Werth die damals sehr bedeutende Summe von zweitausend Mark Silber betragend, unter die Armen, ebenso Alles, was ihr von den aus Ungarn mitgebrachten Kleinodien und Kostbarkeiten, goldenen und silbernen Gefäßen, goldgestickten Stoffen und mit Edelsteinen geschmückten Kleidern blieb. In Marburg selbst gründete sie ein Spital. Fünfhundert Mark Silber, die der früher gegen sie so ungerechte Landgraf Heinrich ihr zur Bestreitung ihrer Einrichtungskosten zugesandt hatte, wollte sie auf einmal den Armen zuwenden.

Sie ließ deshalb zwölf Meilen weit umher alle Nothleidenden einladen, sich in einer Ebene bei dem Dorfe Wehrda an einem bestimmten Tage einzufinden. Sie selbst ging, mit einem Leinentuche geschützt, unter den herbeigeeilten Schaaren umher, um sie wie Jesus Christus seine Jünger zu bedienen. Das war ihr theuerster Hoffaat. Sie hatte dabei für sehr weiße Aushheilung der Almosen gesorgt und die Reichbegavten zogen freudig von dannen in ihre Heimath, nur die Gebrechlichen blieben zurück. Jedem von diesen, auch den Kindern ließ sie noch eine Geldmünze geben und Brod unter sie austheilen, ja zu ihrer Erheiterung ein Freudenfeuer anzünden, bei dessen Glanze sie ihnen die Füße wusch und salbte.

Sie wollte nicht nur die Trösterin der Armen, sondern auch ihre Dienerin sein und daher waren ihr liebstes Kleinod die Kranken.

Als sie von ihrer armen Zelle (in Wehrda) aus einmal zur Kirche ging, sah sie einen armen Bettler und führte ihn mit sich nach Hause; da sie ihm aber, ihrer Gewohnheit gemäß, die Hände und Füße wusch, schauderte sie auf einmal vor Ekel zusammen; um sich nun zu überwinden, trank sie das Wasser, dessen sie sich bedient hatte, und rief

aus: „O mein Heiland, Du trankst an dem heiligen Kreuze Essig und Galle; ich bin solches Trankes nicht würdig, hilf mir, mich bessern!“ Sie nahm einen elternlosen, verkrüppelten, von Geburt lahmen und blinden Knaben zu sich; diesen verpflegte sie unter Liebkosungen bis zu seinem Tode ganze Nächte an seinem Lager wachend. An seine Stelle trat nun ein ausfälliges Mädchen, vor dessen ekelhaftem Anblicke Alles floh; sie verband knieend seine Geschwüre, bis es unter ihren Händen die Gesundheit erhielt. Hierauf nahm sie ein von ebenso ekelhafter Krankheit entstelltes Kind zu sich und behielt es bis zu ihrem Tode. Ausfällige waren ihre Lieblinge. Als sie noch auf der Wartburg weilte, kam einmal ein Ausfälliger zu ihr, der zugleich eine abstoßende Kopfkrankheit hatte. Die junge Fürstin ließ ihn im Garten niederlegen, legte seinen Kopf auf ihren Schoß, scheerte ihm die zusammengeklebten Haare, wusch und verband ihm den Kopf. Als sie von ihren Ehrenfräulein dabei überrascht wurde, lächelte sie freundlich als über ein köstliches Vergnügen. Ein anderes Mal, als sie sich mit ihrem Gemahl Ludwig auf dem Schlosse Neuenburg befand, stellte sich ein anderer Ausfälliger ein, dessen schreckliches Aussehen seine beste Empfehlung war.

Elisabeth behandelte ihn wie ihr Kind, badete ihn, salbte seine Beulen und legte ihn hierauf in dasselbe Bett, das sie mit ihrem Gemahle theilte. Die Mutter des Landgrafen war bei diesem Anblicke vor Aerger außer sich, und als derselbe eben von einem Ausgange zurückkehrte, hatte sie nichts Eiligeres zu thun, als die Sache ihm in bitteren Worten mitzutheilen. Der Landgraf trat an das Bett und riß rasch die Decke von demselben; aber in eben diesem Augenblicke öffnete Gott, nach dem schönen Ausdrucke des Geschichtschreibers, das innere Auge des frommen Fürsten, und anstatt des Ausfälligen sah er ein Bild des Gekreuzigten, in seinem Bette liegen. Er brach in Thränen aus, wandte sich gegen seine Gemahlin und sprach: „Elisabeth, meine Schwester,

solche Gäste sollst Du mir recht oft ins Bett legen, laß Dich von Niemand in der Ausübung Deiner Liebe hindern.“ Dann kniete er nieder und betete: „Herr, habe Erbarmen mit mir armen Sünder; ich bin aller dieser Wunder nicht würdig, aber stehe mir bei, daß ich ein Mann nach Deinem Herzen und göttlichen Willen werde.“ Elisabeth benützte die Rührung des Landgrafen, um von ihm die Erlaubniß zur Stiftung eines Krankenhauses am Abhange des Berges, auf dem die Wartburg liegt, zu erhalten. Hier verpflegte sie seitdem achtundzwanzig Kranke oder altersschwache Arme, zu denen sie alle Tage mit Speise und Trank herunterstieg.

Zur Zeit der oben genannten Hungersnoth gründete sie in Eisenach selbst zwei neue Spitäler, das eine unter Anrufung des hl. Geistes, für arme Frauen, das andere unter Anrufung der hl. Anna für Kranke im Allgemeinen (dieses besteht heute noch). Jeden Tag machte sie fortan den langen rauhen Weg von der Wartburg zu diesen Anstalten zweimal, des Morgens und des Abends. Hier verrichtete sie mit dem nie verlassenden englischen Lächeln die niedrigsten Dienste und trocknete den Kranken mit dem Schleier ihres Hauptes Gesicht, Mund und Beulen ab. Das war die „liebe heilige Elisabeth“, wie der Volksmund sie nannte.

(Schluß folgt.)

Die Medaille von der Unbefleckten Empfängniß. Rev. P. Leo D., ein uns befreundeter Ordensmann, erzählte uns: „Wenige Jahre zurück war ich in einer Stadt des „Har-West“ in der Seelsorge thätig. Da theilte mir eines Tages die brave, gute Tochter einer angesehenen Familie mit, daß ihr Vater schwer krank sei. Er gehöre aber der Freimaurer-Loge an und wolle nichts von einem Priester wissen. Ich möchte darum, wie von ungefähr einmal in ihr Elternhaus zu Besuch kommen. Das that ich denn auch, und mein Empfang von Seiten der Familie war ein recht herzli-

cher. Auch der Patient, in dessen Zimmer ich mich führen ließ, begrüßte mich herzlich, sagte aber sofort: Herr Pater, ihre Visite ist mir angenehm, aber ich muß Sie bitten, mich mit einer religiösen Unterhaltung zu verschonen; ich bin ein stolzer Canadier und lasse mir keinerlei Rath oder Vorschrift geben, weiß auch selbst am besten, was ich zu thun habe.

So wurde denn unsere Unterhaltung im leichten Conversationsston geführt; jeden Versuch, das Thema des Gespräches ernstern Dingen zuzuwenden, wies der Kranke entschieden ab. Schließlich mußte ich mich traurigen Herzens zum Weggange entschließen. Doch ersuchte ich ihn beim Abschiede, wenigstens als Zeichen seiner freundlichen Gesinnung ein Andenken von mir anzunehmen, eine Medaille von der Unbefleckten Empfängniß. Und wirklich, er duldete, daß ich sie ihm umhing. Selbst meine Bitte, täglich wenigstens ein Ave zu Ehren der lieben Mutter Gottes zu beten, die ja die Arznei der Kranken sei, schien ihm nicht unangenehm zu sein. So verließ ich ihn. Auf dem Hausflur trat mir die Tochter, frohe Hoffnung im Antlitz, entgegen. Aus meinen Zügen aber mochte sie lesen, daß ihr noch wenig Ursache zur Freude gegeben sei. Sie brach in Thränen aus und sagte: so war also mein vieles, jahrelanges Beten um seine Bekehrung vergebens, vergebens! Nicht doch, antwortete ich, erst jetzt müssen Sie anfangen, ohne Unterlaß zu flehen; denn die Gnade Gottes und die Allerseligste Jungfrau finden gewiß noch Mittel und Wege, das Herz Ihres Vaters zu rühren.

Wenige Wochen später ging ich wieder zu dem Hause; diesmal hatte man mich rufen lassen. Ich fand den Kranken dem Tode nahe. Längere Zeit sprach ich zu ihm; ich sah, wie seine Seele rang und kämpfte und schließlich hörte ich leise, wie Seufzer aus seiner tiefsten Brust aufsteigen: Mein Jesus, Barmherzigkeit!

Die Gnade hatte gesiegt. Die milde Hand der Unbefleckten Gottes-Mutter hatte dem Teufel eine Seele mehr entrißen, die ihr

göttlicher Sohn mit seinem Blute erkaufte hatte.

Zerknirschten, reumüthigen Herzens legte der Patient eine Lebens-Beichte ab. Ach, die Tage des Glaubens und des Glückes lagen ja so weite, weite Jahre zurück. Aber ein bußfertiges Geständniß und ein in neuer Gottesliebe entbranntes Herz führten ihn in die Arme seines Heilandes zurück. Gestärkt durch die heiligen Sakramente sah der für die Ewigkeit Gerettete seinem nahen Ende voller Friede und Hoffnung entgegen!"

**Muth der Schwester Rosalie.** — Wer hat noch nicht reden gehört von der Schwester Rosalie, der frommen Oberin des Mutterhauses der barmherzigen Schwestern in der Straße de l'Espee-de-Bois in Paris.

Diese fromme Schwester war klein, schwächlich, zart gebaut; aber ihr Eifer gab ihr eine erstaunliche Kraft. Aus ihrem Glauben, ihrer Liebe zu Gott und ihrer zarten Verehrung der heiligen Jungfrau schöpfte sie die heldenmüthige Kraft, die ihr alle Mühseligkeiten ertragen half, und den übermenschlichen Muth, der sie furchtlos vor Gefahren machte. Eines Tages wüthete ein gräulicher, schrecklicher Aufruhr in Paris; seit dem frühen Morgen verheerten die Kanonen die neue Kirche St. Genoveva, dieses dem Kultus so oftmals geöffnete und wieder verschlossene Pantheon. Man trug die verwundeten Offiziere zu den Schwestern in der Straße de l'Espee-de-Bois. Schwester Rosalie ist überall, sie besorgt jede Hülfsleistung. Sie ruft den in's Leben zurück, den man heilen kann; sie bringt die Tröstungen der Religion, sie veröhnt mit dem Himmel den Sterbenden.

Plötzlich ruft man sie mit Schrecken; ein Trupp Aufständischer ist am Thore, sie wollen die Verwundeten erdürgen, die man joeben verbindet, sie brillen, sie wollen das Thor einrennen.

Schwester Rosalie betet, und die heilige Jungfrau gibt ihr einen heldenmüthigen Entschluß ein: sie öffnet die Pforte, die man

einrennen will, und sie stellt sich allein auf die Schwelle dieses Thores vor diese wüthende, blutdürstige Bande.

„Was wollen Sie, meine Herr!“ rief sie mit Sanftmuth aber Hoheit.—„Wir wollen unsere Feinde, die ihr verbergt.“—„Meine Herren, hier gibt es weder Freunde noch Feinde, hier gibt es nur Verwundete, und wir verbinden sie; sie sind unsere Brüder in Christus, wie ihr. Ihr werdet zu ihnen nur über meinen Leib dringen, die Verwundeten werden nur, mich aufopfernd, zu euch kommen.“

Diese Einfalt, dieser Muth rührte diese verrückten Menschen, sie zogen sich zurück, und dieses schwache Weib rettete tapfere und kriegerische Männer, die sich nicht vertheidigen konnten, sie rettete sie vor dem Tode; aber sie that noch mehr, denn sie bewahrte diejenigen vor einem Verbrechen, welche jene ermorden wollten.

Wer gab diesen Heldemuth der Schwester Rosalie? Deine Liebe, mein Gott! Die Gewohnheit, die sie angenommen, der heiligen Jungfrau nachzuahmen, welche ihrem Sohn an den Fuß des Kreuzes folgte, ihre Leiden duldend und sich nicht fürchtend als seine Mutter sich zu zeigen, als seine Jünger ihn verläugneten und sich versteckten.

Schwester Rosalie ist todt und jetzt verehrt man sie als Heilige. Die arme Tochter der Barmherzigkeit hat eine Leichenbegleitung gehabt, um die sie ein Fürst beneiden würde: Alle Großen fühlten sich geehrt, indem sie ihrem Sarge folgten, und alle Geringen gaben ihr das letzte Geleit, sie beweinend als eine Wohlthäterin, ja als eine Mutter.

**Vortrefflichkeit des Skapuliers.**—Folgende Begebenheit, in einem Journale von Paris gedruckt, ist von einem Augenzeugen erzählt.

Zwei Männer von Frascati lebten in schlechtem Einvernehmen. Eines Tages trafen sich unsere zwei Feinde in einem Wirthshause, zum Falken genannt, neben der Kathedrale und nahe bei der Gendarmerie; Moric flogen hin und her, und end-

lich feuert der Eine auf den Andern eine wohl mit Blei geladene und dazu bereitgehaltene Pistole ab; der arme Unglückliche ward mitten in die Brust getroffen und rief aus: „M a d o n n a , h i l f m i r.“

Er fiel durch die Gewalt des Schusses, den er erhalten, nieder, aber er erhob sich alsbald. Die Gendarmen kamen, verhafteten den Thäter; die Menge kam beim Lärme des Schusses zusammen; man fragte den Verwundeten aus, der blaß wie der Tod ist, aber o Wunder! o mächtige und barmherzige Maria! du hast seinen Hilferuf gehört! Wer könnte sich der Thränen erwehren? Alle Bleistücke waren in seinem Skapulier; er hatte nicht die geringste Schramme, Maria hatte ihn geschützt! . . .


Ich ging selbst nach Frascati, ich sprach über die Begebenheit mit dem Betroffenen selbst; ich war dann auf dem St. Johannesplatz, den aufzusuchen, der den Schuß auf seinen Landsmann abgefeuert hatte. Ich fragte ihn: „Ist es wahr, daß Ihr eine Pistole auf ihn abgefeuert habt, und daß sein Vertrauen auf Maria ihn gerettet?“ „Das ist nur zu wahr.“ „Habt ihr euere Pistole scharf geladen?“ „Ich hatte sie geladen, als wollte ich einen Löwen tödten; der Teufel hat mich verblendet.“ „Wo ist die Pistole und das Skapulier?“ „Die Justizbehörde hält sie in Verwahr als Beweismstücke meines Verbrechens.“ „Welche Strafe wurde euch zuerkannt?“ „Ich wurde trotz Protection zu zehn Jahren Galeerenstrafe verurtheilt.“ Er erzählte mir dann, daß die Fürstin Anna Torlonia ihm Gnade erwirkte und ebenso auch der, den er geschossen; am Tage des Festes der heiligsten Jungfrau sei dieser selbst gegangen, um Gnade für seinen Mörder zu bitten, aus Dankbarkeit, daß ihn die gute Mutter gerettet und dem Tode entrißen. Der Geschossene war neunundvierzig Jahre, der Mörder neunundfünfzig Jahre alt. Der Geschossene ist bei der Marienbruderschaft; er war damals *carmelingue* der Marienbruderschaft, jetzt ist er einer der Räte derselben.

## Tahko, der junge Indianer-Missionär.

Eine Erzählung für die Jugend.

(Schluß.)

### 4. Frohe Aussichten.

ahko sagte dem Missionär, vor der Taufe habe ihm Vater Dronzow erst vom großen Vater im Himmel und von seinem Sohne Jesus Christus erzählt und habe dann das heilige Wasser über seine Stirne gegossen. Da habe er in seinem Herzen eine große Freude gefühlt und gar keine Angst mehr vor dem Tode gehabt, weil er gewußt habe, daß er jetzt in den Himmel komme. Später, als sie gerettet worden seien, habe ihm Vater Dronzow noch Vieles aus dem heiligen Buch erzählt und habe ihm die Gebete gelehrt. Aufmerksam hörte der Missionär zu und bewunderte die gütige und weise Vorsehung Gottes, welche diesem Knaben die Gnade der Taufe zugewendet hatte, wodurch sein Herz für alles Gute und für die Wahrheit empfänglich wurde. Allerdings war Dronzows Unterricht nur mangelhaft gewesen, aber er hatte dem Knaben keinerlei Vorurtheil gegen die katholische Wahrheit beigebracht und Tahko's Herz war noch ganz unverdorben. Jetzt führte ihn Gott durch diese Trennung von seinen Eltern in die Hände des Missionärs, damit dieser ihn noch besser unterrichte, und vielleicht zu einem Werkzeug in der Hand Gottes bilde. Denn schon lange hatte Vater Martin — so hieß der Priester — einen jungen Indianer gesucht, der ihn auf seinen Missionsreisen begleiten, ihm in Erlernung der Sprache und Sitten und in der Befehrung der Eingeborenen behilflich sein konnte. Tahko schien ihm gerade der rechte Mann hierzu. Diese und ähnliche Gedanken gingen dem guten Vater durch den Kopf, während er seinen Gast mit Speise und Trank erquickte.

Er setzte sich neben ihn und begann fol-

gendermaßen: „Mein Sohn, nenne mich in Zukunft Vater Martin, denn das ist mein Name als Gebetsmann, und ich möchte jetzt gerne auch ein Vater für dich sein, wie bisher Vater Dronzow. Deinen Namen aber habe ich seit vorigem Jahr, wo dein Vater ihn mir nannte, vergessen; wie heißt du denn?“ — „Tahko,“ erwiderte der Knabe. — „Wie? Tahko? Also hast du in der Taufe keinen christlichen Namen erhalten?“ — „Nein; Vater Dronzow sagte, ich müsse ein Indianer bleiben, damit ich unter meinen Brüdern leben könne.“ — „Nun, Tahko,“ fuhr der Missionär fort, „du willst also deine Eltern am Inana-Fluß aufsuchen?“ — „Ja, Vater.“ — „Fürchtest du dich nicht, allein zu reisen?“ — „Nein, Vater.“ — „Und wenn ich mit meinem Schlitten dich dahin begleiten wollte, würdest du mich mitnehmen?“ — „Dich mitnehmen?“ rief Tahko voll Staunen, „was will du denn bei den Inana-Männern thun? Sie sind arm.“ — „Ich will sie reich machen mit der Gnade Gottes und will sie die Gebete des großen Vaters lehren.“ — „O Vater!“ rief Tahko freudig aufspringend aus, „o Vater! Als mein Ohr deine Worte hörte, hat mein Herz sich gefreut; denn Vater Dronzow hat mir gesagt, Gott werde uns einen rechten Gebetsmann schicken, und jetzt erkenne ich, daß er wahr gesagt hat.“ — „Ja, mein Sohn,“ sagte der Missionär gerührt, „Vater Dronzow ist ein wahrer Schutzengel für dich und mich geworden.“ — „Wie,“ rief Tahko erstaunt, „glaubst du, daß Vater Dronzow ein Engel war? Er hatte aber einen großen Bart wie du und keine glänzenden Flügel.“ Der Missionär lächelte über den Irrthum des Knaben und erklärte es ihm. Dann sagte er: „Schon lange wollte ich die Indianer am oberen Yukon und am Inana besuchen, und da ich jetzt in

dir einen Begleiter gefunden, so reisen wir morgen früh zusammen ab.“

Jetzt galt es, sich schnell zur Reise zu bereiten. Mit Tachko's Hilfe lud Vater Martin seine Kiste mit den Geräthen für die heilige Messe auf den zweiten Schlitten, dazu viele Geschenke für die Indianer. Sodann mehrere Kisten getrocknete Fische, Schiffszwieback, Thee; ein Häßchen Wein und Mehl und Fleisch; dann ein kleines Zelt und mehrere wollene Decken. Als Alles zur Abreise gerichtet war, ging Vater Martin zum amerikanischen Befehlshaber der Festung und meldete ihm, er werde auf mehrere Monate in's Innere des Landes verreisen. Dann befahl er den Indianern, die er hier schon bekehrt hatte, sie sollten sich täglich in seiner Hütte, die als Kapelle diente, versammeln und die Gebete mit einander verrichten. Unterdeß war es Nacht geworden und die Weiden legten sich auf eine Bank zur Ruhe. Vorher aber knieten sie vor dem Bilde der Mutter Gottes nieder und baten sie um ihren Schutz für die Reise. Tachko aber betete, wie er's gewohnt war: „Vater im Himmel, segne den Vater Dronzow und führe mich zu meinen Eltern.“ Dann legte er sich nieder und schlief ein.

##### 5. Großer Verlust und großer Gewinn.

Es war mitten in der Nacht, als Tachko von einer ungewöhnlichen Helle, welche die Hütte erfüllte, aufwachte. Leise erhob er das Haupt und blickte um sich. Da sah er einen weißgedeckten Altartisch mit vielen brennenden Kerzen und den Missionär davor mit erhobenen Händen beten. Bei diesem Anblicke überkam den Knaben eine große Ehrfurcht. Geräuschlos glitt er von seinem Lager herab und kniete nieder. So blieb er aufmerksam zuschauend stille, bis der Missionär die heilige Messe beendet und das Messgewand abgelegt hatte. Als der Priester sich endlich umwandte und nach dem Knaben blickte, sagte er: „Ei, Tachko, bist du schon wach? Hast du gesehen, was ich gethan habe?“ — „Ja, Vater,“ antwortete der Knabe. — „Weißt du auch, was es bedeutet?“ erwiederte Tachko. — „Das ist.“

sagte Vater Martin, „der Gottesdienst der weißen Gebetsmänner und das heilige Opfer, das sie täglich dem großen Vater darbringen.“ — „Nicht wahr, Vater,“ sagte Tachko, „das darf Niemand sehen, und ich habe Unrecht gethan, daß ich zugeschaut habe?“ — „Nein, mein Sohn,“ erwiederte der Missionär, „du darfst immer zuschauen, wenn ich es darbringe; später wirst du es verstehen und mir dabei helfen; und wenn wir in deine Heimath kommen, werde ich vor deinen Stammesgenossen auch diesen Gottesdienst halten.“ — „Vater,“ sagte Tachko, „wenn die Inana-Männer das sehen, werden sie sehr ernst werden und große Ehrfurcht vor dir haben.“

Nun trug der Missionär das Frühstück auf, und nach einer Stunde waren sie reisefertig. Es war der 8. September und das Fest Mariä Geburt, an welchem unsere beiden Reisenden das Fort Nulatu, die letzte von Europäern besetzte Station, verließen und am Ufer des Yukon-Flusses ihr aufzuhören. Tachko lief als Führer vor dem ersten Schlitten her und die Hunde sämmtlicher Schlitten folgten nach ihrer Gewohnheit ganz genau seinen Fußspuren im Schnee. Als sie nun schweigend und einsam über das wellenförmige Hügelland dahinglitten, hörte man nichts als das Keuchen der Hunde und das Knirschen des gefrorenen Schnees unter dem Druck der Schlitten.

Gegen Abend kamen die Reisenden zu einem kleinen Indianerdorf und wurden sogleich von einer Schaar neugieriger Männer und Weiber umringt. Tachko sagte ihnen, sein Begleiter sei ein großer Gebetsmann der Blauhäutigen und sei gekommen, ihnen den Weg zum Glück und zum Himmel zu zeigen; und der Missionär fügte bei, er wolle nicht Pelze noch Fische von ihnen kaufen, sondern ihnen Geschenke machen, wenn sie seine Rede hören wollten. Nun gaben die Indianer Zeichen der Freude und des Beifalls und führten den Missionär in die vornehmste Barrabarra, die sogenannte bajim, eine große geräumige Hütte, in welcher die Indianer ihre Versammlung

en, Festmahlzeiten und Todtentänze halten. Ein dichtes Bärenfell wurde ausgebreitet und der Missionär mußte sich darauf setzen, während Männer und Weiber, auf beiden Seiten vertheilt, auf niederen und hohen Bänken sich niederließen. In der Mitte ward ein Feuer angezündet, dessen Rauch durch eine Oeffnung im Dach entwich. Dann wurden mehrere Kessel mit Wasser an's Feuer gestellt und darin theils Thee, den Vater Martin mitgenommen, theils Fische und Fleisch gekocht. Hier müssen wir uns einmal die Kessel der Indianer ansehen: denn diese sind sehr merkwürdig. Sie sind nicht aus Kupfer oder Eisen, sondern aus dicker Birkenrinde zusammengenäht oder aus Wurzelsfasern geflochten. Ein solcher Kessel hält das Wasser ganz gut; aber in's Feuer gestellt, würde er anbrennen. Daher stellt man ihn nur an den Rand des Feuers in die heiße Asche und wirft glühend gemachte Kieselsteine in das Wasser, bis es siedet. Trotz alledem dauert es nicht länger als bei einem kupfernen Kessel. Teller und Löffel waren aus Holz oder Hirschhorn geschnitten, die Messer aus harten, geschliffenen Steinen, nur einzelne aus Eisen oder Stahl. Als der Missionär sein eigenes Besteck hervorzog, betrachteten es die Indianer genau und jeder führte es an seine Nase und sagte dann: „Das ist Stahl.“ Als Vater Martin sie fragte, wie sie das wissen könnten, erfuhr er, daß alle Indianer durch den Geruch das Eisen vom Stahl unterscheiden könnten. Er gab ihnen noch mehrere kleine Werkzeuge, Scheere und Hammer und Nägel zu prüfen, und fand ihre Aussage bestätigt. Zuletzt reichte er ihnen eine Silbermünze, aber da lachten sie und sagten: „Das hat keinen Geruch, ist aber noch besser als Stahl.“ Nachdem der Missionär sein Abendessen verzehrt, wobei die Indianer Theil genommen, wollte er seinen ersten Unterricht beginnen; vorher aber warf er die Ueberbleibsel seines Fisches und einige Knochen seinem Hunde hin, der mit dem Kopf am Boden vor ihm lag und ihn die ganze Zeit mit geizigen Augen betrachtet hatte. Gierig

schnappte der danach, während ein Murren der Entrüstung sich rings erhob. Ein Indianer sprang sogar auf und entriß dem Hund die Knochen. Verwundert blickte der Missionär nach Tahko, der ebenso erschrocken schien, wie die Andern. Er flüsterte dem Missionär zu, das rufe Unglück herbei, wenn man den Hunden etwas von der eigenen Mahlzeit hinwerfe, und die Indianer seien überzeugt, daß ihre Jagd und der Fischfang dann schlecht ausfalle. Der Missionär, der von diesem Aberglauben der Indianer nichts wußte, suchte ihnen begreiflich zu machen, der glückliche oder unglückliche Erfolg der Jagd könne nicht davon abhängen. Allein die Indianer waren nun schon mißstimm, und diese Mißstimmung benützte ein alter Zauberer der Indianer, der für seinen Einfluß und seinen Lebensunterhalt fürchtete. Als der Missionär seine Predigt des Evangeliums begann, widersprach der Zauberer beständig und jagte, die Missionäre seien schuld an den Krankheiten der Indianer. Nur ein alter Indianer gab dem Missionär Recht und sagte: „Vater, du hast wahr gesprochen, und was du uns von dem strengen Gericht nach dem Tode gesagt hast, das habe auch ich schon oft gedacht und habe auch zum großen Geist gebetet. Bleibe bei uns und sage uns noch mehr von deinem Gott, dann werden auch diese dir glauben.“ Bei diesen Worten des Alten wurde der Zauberer zornig und rief: „Wenn der Gebetsmann die Wahrheit redet, dann soll er auch den Kranken heilen, der ich in meiner Hütte habe.“ Mit diesen Worten eilte er fort und kam bald mit einem Manne an der Hand zurück, welcher sich scheinbar in großen Schmerzen zu Boden warf und krümmte. Der alte Indianer aber sagte dem Missionär leise: „Der Mann ist gar nicht krank; er ist der Bruder des Zauberers und verstellt sich nur.“ — „Kannst du ihn heilen?“ rief der Zauberer. — „Nein,“ antwortete der Missionär, „denn er ist gar nicht krank, sondern ein Betrüger, wie du selbst.“ — „Er ist wohl krank und ich werde ihn heilen! rief jener. Darauf warf er eine

Decke über den Kranken und langte unter Singen und abergläubischen Zeichen um ihn herum. Plötzlich warf er sich über den Kranken, griff unter die Decke und zog eine häßliche Kröte hervor, indem er rief: „Seht, das ist der Geist der Krankheit, ich habe ihn dem Kranken aus dem Leibe genommen und dieser ist jetzt geheilt.“ Da sprang der Mann vom Boden auf, und Alles klatschte Beifall. Viele aber lachten und gaben deutlich zu erkennen, daß sie die ganze Heilung nur für einen Betrug hielten. Aber sie scheuten sich, es offen zu sagen. Da erschien plötzlich oben an der Oeffnung des Daches eine dunkle Gestalt, und Alle blickten empor, während durch die Dachluke etwas an Stricken herabgelassen wurde; es war ein kleines Brett, auf welchem zwischen zwei breitenden Lichtern ein kleines, aus Holz geschnitztes Rennthier stand. „Seht,“ rief der Zauberer den Leuten zu, „der große Geist schickt euch reiche Jagdbeute, wenn ihr ihm treu bleibt.“ Dann forderte er sie auf, den Jagdtanz um das geschnitzte Bild aufzuführen. Während die Indianer mit lautem Singen und Stampfen diesen abergläubischen Tanz begannen, trat der alte Indianer zum Missionär und sprach leise zu ihm: „Vater, komme mit mir aus der Hütte; der Zauberer hat Böses gegen dich im Sinn.“ Sogleich erhob sich der Priester und trat aus dem Raum. Draußen nahm ihn der Alte bei der Hand und führte ihn mit schnellen Schritten vor das Dorf hinaus, wo Tahko bereits bei den angespannten Schlitten ängstlich harrete. Der Alte kniete vor dem Missionär nieder und sagte: „Vater segne mich und bete für mich und meine Söhne, damit wir dein Angesicht bald wieder sehen.“ Nachdem Vater Martin den guten Alten gesegnet und ihm gedankt hatte, schnallte er seine Schneeschuhe an und folgte dann den Schlitten, mit welchen Tahko bereits vorausgeeilt war. Als er den Knaben einholte, fragte er ihn, welche Gefahr ihnen denn gedroht habe. Tahko erwiederte: „O Vater, dieser Zauberer ist ein böser Mann; man hat mir im Dorf gesagt, er

und sein Bruder hätten schon mehrere weiße Männer ermordet und beraubt; ich bin froh, daß wir ihnen entflohen sind.“ Schweigend glitten sie nun eine Zeitlang neben einander über den hartgefrorenen Schnee. Plötzlich ward der Himmel in der Ferne ganz hell; leuchtende Strahlen schossen wie feurige Schlangen am Himmel dahin und beleuchteten die Gegend. „Ein Nordlicht!“ rief der Missionär. „Nicht wahr, Vater,“ sagte Tahko, „das bedeutet, daß wir auf dem rechten Wege sind?“ — „Mein Sohn,“ erwiederte der Missionär, „wer ein reines Gewissen hat und Gottes Willen thut, der ist immer auf dem rechten Weg, auch wenn er ganz dunkel ist, weil Gott ihn führt, und deshalb braucht er nie zu fürchten.“ — „Vater,“ sagte Tahko, „ich glaube, daß ich ein reines Herz habe; aber ich bin doch traurig.“ — „Warum, mein Sohn?“ — „Weil ich fürchte, daß die Zauberer auch die Juana-Männer abhalten werden, dich zu hören. Kannst du nicht dem großen Vater ein Opfer bringen, damit er die Zauberer sterben läßt?“ — „Nein, mein Sohn,“ sagte der Missionär, „wir wollen Gott ein Opfer bringen, damit sie sich bekehren.“ — „Aber ich habe kein Opfer,“ erwiederte Tahko. — „Doch, Tahko,“ sagte der Missionär, „du kannst Gott das Liebste und Beste, was du hast, als Opfer schenken.“ — „Das Liebste und Beste, was ich habe, das ist mein Vater und meine Mutter,“ erwiederte der Knabe, „die kann ich ja nicht opfern.“ — „Aber nicht wahr,“ sagte der Missionär, „du hast ein großes Verlangen, deinen Vater und deine Mutter wieder zu finden?“ — „Ja, Vater!“ — „Gut, und wenn nun Gott wollte, daß du deine Eltern auf Erden nicht wiederfindest, wäre das nicht ein sehr großes und schweres Opfer für dich?“ — „O ja, Vater, der größte Schmerz.“ — „Nun gut, mein Sohn, dann bete alle Tage: Lieber Gott, wenn du willst, daß ich meine Eltern wiederfinde, so danke ich dir; wenn du aber willst, daß ich sie erst im Himmel wiedersehe, dann opfere ich dir meinen Schmerz für die Befreiung der Juana-Männer.“ — „Gut, Vater!“ rief



Tahko erstaunt, „hast du auch meinen Traum gesehen?“—„Welchen Traum, mein Sohn?“ fragte der Missionär. Darauf erzählte der Knabe seinen Traum, wie er seine Eltern im Sarge gesehen und wie sie ihm zugerufen hätten: Auf Wiedersehen im Himmel!—Der Missionär hatte aufmerksam zugehört, und als der Knabe geendet, sagte er: „Mein lieber Sohn, nicht alle Träume kommen von Gott, aber er hat auch dem unschuldigen Joseph in Aegypten die Zukunft im Traume gezeigt. Bete nur täglich, wie ich dir gesagt habe.“—„Ja Vater, das will ich thun,“ sagte Tahko, und schweigend und nachdenklich zogen sie weiter.

Viele Tage und Wochen reisten sie am Ufer des Yukon-Flusses hinauf, ohne daß ihnen etwas Bemerkenswerthes zugestoßen wäre. Jeden Abend machten sie Halt, Tahko zündete mit dem Feuerzeug der Indianer ein Feuer an und kochte für sich und den Missionär die einzige warme Mahlzeit, welche sie täglich einnahmen. Dann legten sie sich am Feuer in Decken gehüllt nieder und der Missionär unterrichtete den Knaben beim Schein des Nordlichtes noch lange im katholischen Glauben. Endlich beleten sie zusammen auf dem Schneeknieend und schliefen dann ein, bis der eiffig kalte Nordwind sie weckte und zur Weiterreise ermahnte. Tahko lernte die Glaubenslehren so leicht und schnell, daß Vater Martin sich oftmals verwunderte und ausrief: Tahko du wirst gewiß noch ein kleiner Missionär und wirst mir bei der Befehung der Indianer helfen.“—Aber Vater“ sagte dann Tahko jedesmal traurig lächelnd, „dann werde ich meine Eltern gewiß nicht mehr wiederfinden.“—„Wie Gott will und es fügt,“ sagte der Missionär.

Eines Tages fuhren die beiden Reisenden mit ihren Schlitten auf dem Ufer-Eis des Flusses, wo die Bahn ebener war. Tahko schritt als Führer vor dem ersten Schlitten her, während der Missionär sich vom langen Lauf ermüdet auf den letzten Schlitten gesetzt hatte. Da sprang gerade vor diesem letzten Schlitten ein Schneehase aus seiner

Erdhöhle empor und eilte quer über die Eisdecke des Flusses an's andere Ufer. Die Hunde der beiden ersten Schlitten hatten das Wild nicht gesehen und setzten ruhig ihren Weg fort; die Hunde mit dem Schlitten des Missionärs aber machten eine plötzliche Wendung und stürzten dem Hasen über den Fluß nach. Der Priester warf seinen Stock nach dem vordersten Hunde, um ihn zum Stehen zu bringen, traf ihn aber nicht, und unaufhaltsam wurde sein Schlitten fortgerissen. Jetzt rief er laut nach Tahko um Hilfe. Als dieser sich umwandte, sah er, wie der Schlitten des Missionärs auf dem dünnen Eis in der Mitte des Flusses einzubrechen drohte; schon glaubte er, Schlitten und Missionär würden in den Fluthen versinken, da erreichten die Hunde noch das festere Eis des jenseitigen Ufers, rissen den Schlitten mit jagender Eile einen kleinen Hügel empor und verschwanden hinter demselben. Tahko war sehr erschrocken; er band seine Hunde an einen Baum fest und eilte an den Fluß, um an's jenseitige Ufer zu gelangen. Aber das war unmöglich; die dünne Eisdecke war eingebrochen und von den Wellen fortgeschwemmt. Tahko irrte am Ufer auf und ab; nirgendwas war eine feste Stelle zum Uebergang. Traurig, ja fast verzweifelt, kehrte er zu seinem Schlitten zurück, indem er überlegte, was nun zu thun sei. Da ward ihm eine neue Ueberraschung zu Theil. Er fand eine Schaar fremder Indianer, welche über seine Schlitten hergefallen war und dieselben plünderte. Als er sich ihnen näherte, riefen sie ihn in der Sprache der Inana-Männer an. Tahko antwortete ihnen in derselben Sprache und gab sich als ihr Stammgenosse zu erkennen. Da sagten die Männer: „Du hast Speise auf deinem Schlitten; gib uns zu essen, denn wir verhungern.“ Jetzt bemerkte Tahko, daß die Männer schrecklich abgemagert und von Hunger geschwächt waren. Sie erzählten ihm, sie hätten schon lange keine Jagdbeute mehr gemacht; ihr Stamm habe sich deshalb getheilt; ihre Frauen und Kinder seien in der Nähe in

den Fellen und Tahko möge doch auch ihnen zu essen geben, sonst müßten sie Hungers sterben. Jetzt erkannte Tahko, daß Gott ihn hierhergeführt habe, um seine Stammesangehörigen vom Tode zu retten. Er eilte mit ihnen in's Lager und vertheilte alle seine Vorräthe an Fisch und Fleisch und Zwieback an die armen Kinder und Frauen, welche ihm vor Dankbarkeit die Hände küßten. Dies freute Tahko sehr. Er erinnerte sich auch, am Tage vorher die Spur von vielen Rennthieren im Schnee gesehen zu haben, und sagte dies den Männern. Diese aber erwiederten traurig: „Ach, das kann uns nicht retten; denn wir sind von dem ausgestandenen Hunger zu schwach, um die schnellen Rennthiere im Laufe zu überholen, wie früher; und wir haben keine Feuerharpunen, um sie in der Ferne zu tödten.“ — „Aber ich habe viele Feuerpfeile,“ rief Tahko erfreut; und nun vertheilte er seine Gewehre und Patronen an die erstaunten Männer, führte sie zu dem Walde zurück, wo er die Rennthiere gesehen, und noch am selben Tage erlegten sie dreißig Hirsche, so daß sie keine Noth mehr zu fürchten hatten. Während sie die Beute in's Lager brachten, erzählte ihnen Tahko, er habe einen weißen Gebetsmann bei sich gehabt, habe denselben aber verloren. Da sagten ihm die Männer, die Hälfte des Stammes sei am anderen Ufer des Flußes geblieben, und der Missionär würde mit seinen Hund den wohl ihr Lager gefunden haben. Aber, fügten sie bei, jene zurückgebliebenen Familien seien noch schlimmer daran als sie; denn durch den Hunger sei eine böse Krankheit, die Blattern, unter ihnen ausgebrochen, viele seien gestorben, und auch Tahko's Vater und Mutter seien erkrankt. Bei dieser Nachricht weinte Tahko bitterlich und er betete: „Lieber Gott, mache doch, daß Vater Martin meine Eltern findet und sie tauft, damit sie doch in den Himmel kommen.“ — „Gerne wäre Tahko gleich an's andere Ufer geschwommen, um seine Eltern und den Missionär aufzusuchen; aber das war wegen der reißenden Strömung unmöglich. So mußte er warten, bis der Fluß bei der zunehmenden Wintertälte wie-

der zufror. Unterdeß erzählte Tahko seinen Stammesgenossen, was er in den letzten zwei Jahren gesehen und erfahren; namentlich unterrichtete er sie auch in den Lehren des weißen Gebetsmannes. Sie hörten ihm gerne zu und sagten: „Was du uns vom wahren Weg zum Himmel sagst, muß wahr sein; denn der Gott, den du anbetest, hat deinen Weg zu uns geführt, um uns zu retten; wir glauben dir.“ — Nach mehreren Tagen endlich zogen sie vorsichtig über den zugefrorenen Fluß und fanden bald das Lager der zurückgebliebenen Indianer-Familien. Als Tahko sich mit seinen Freunden dem Dorfe näherte, kam eine lange Prozession von Männern und Frauen aus demselben und zog einen Hügel hinauf. Voran trug ein Knabe ein Kreuz, alle Indianer trugen brennende Lampen oder Fackeln, dann kamen Männer, welche zwei Särgе trugen, und hinter denselben erkannte Tahko den Missionär, der in seinen priesterlichen Gewändern betend einher schritt. Mit einem lauten Schrei eilte Tahko auf ihn zu und umarmte ihn, indem er rief: „Mein Vater! Meine Mutter!“ — „Ja,“ sagte der Missionär erstaunt und gerührt, „ja, mein armer Tahko, es ist dein Vater und deine Mutter, die wir hier zu Grabe tragen; aber ich habe sie vor dem Tode noch belehrt und getauft, und im Himmel wirst du sie wiedersehen.“ Weinend, aber doch getröstet schritt nun Tahko neben dem Missionär einher und wohnte zum ersten Mal einer christlichen Leichenfeier bei, durch welche die Indianer alle sehr ergriffen wurden.

Als am Abend Vater Martin und Tahko beisammen im Zelte saßen, sagte der Missionär: „Siehst du, mein Sohn: großer Verlust bringt großen Gewinn. Gott hat dir deine Eltern genommen, aber dafür hat er dich zum Kehler deines Stammes gemacht, hat das Herz der Inana-Männer für die Wahrheit empfänglich gemacht und dich zu einem kleinen Gebetsmann.“ — „Ja, Vater,“ sagte Tahko, „der liebe Gott hat Alles das gut gemacht; und ich bleibe jetzt immer bei dir und helfe dir, den Inana-Männern den wahren Weg zum Himmel zu zeigen.“

Und nun ist die Geschichte von Tahko, dem jungen Indianer-Missionäre, zu Ende. Er ist noch immer bei dem Vater Martin und hilft ihm als Katechet die Indianer-Kinder unterrichten und dient ihm bei der heiligen Messe und als Führer auf seinen Reisen in den Schneefeldern von Alaska.